

Anna-Halja Horbatsch

WILDE STEPPE ABENTEUER

Kosakengeschichten





Wilde Steppe – Abenteuer

In jahrhundertlangem Kampf gegen die Tatarenhorden haben die Kosaken den Süden der Ukraine, das Niemandsland, das als „Wilde Steppe“ in den alten Landkarten verzeichnet ist, besiedelt und in fruchtbares Ackerland verwandelt. Anna-Halja Horbatsch hat die schönsten Geschichten aus einer reichen Überlieferung und Literatur ausgewählt und übersetzt. Sie bieten das farbige Bild einer Epoche, der schon Gogol in „Taras Bulba“ ein Denkmal gesetzt hat, und füllen bereits für den jugendlichen Leser die historische Karte des europäischen Ostens mit einprägsamen Gestalten und lebendiger Vorstellung.

Wilde Steppe – Abenteuer

Kosakengeschichten

Herausgegeben von
Anna-Halja Horbatsch



W. Fischer-Verlag · Göttingen

Aus dem Ukrainischen von Anna-Halja Horbatsch

Illustriert von Kurt Schmischke

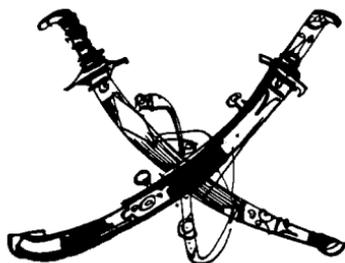
1. Auflage 1974: 10 000

ISBN 3 439 00854 1

© 1974 by W. Fischer-Verlag, Göttingen

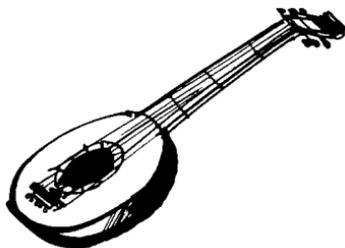
Alle Rechte vorbehalten

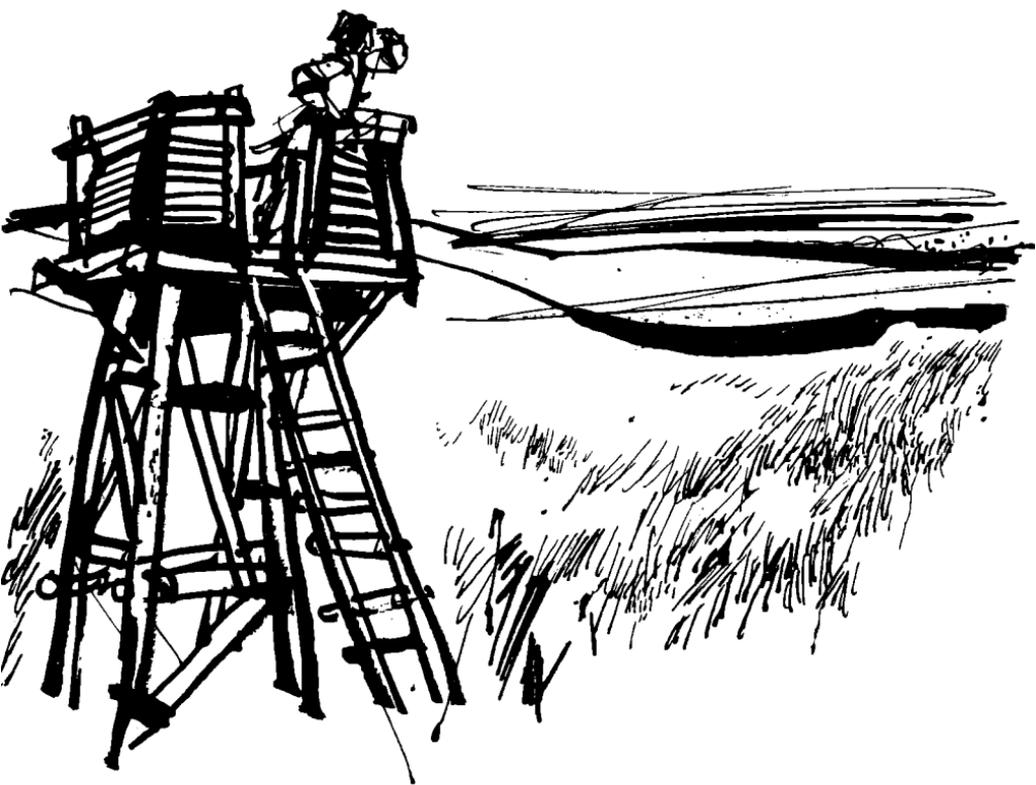
Gesamtherstellung: Fischer-Offset-Druck, Göttingen



INHALT

Olesj Berdnyk: Das Scharmützel	7
Wassyl Schewtschuk: Die Rivalen	18
Hinaus aufs blaue Meer	41
Sturmnacht auf dem Schwarzen Meer	67
Wolodymyr Malyk: Die Lehrstunde	92
Pantelejmon Kulisch: Am Schandpfahl	101
Kosakentreue	121
Marko Wowtschok: Ein geheimnisvoller Bote	135
Die ukrainischen Kosaken	152
Wörterverzeichnis	159





In jahrhundertelangem Kampf gegen die Tataren verwandelten die Kosaken den Süden der Ukraine, der nach dem Mongolensturm als „Wilde Steppe“ (Dyke Pole) auf den alten Landkarten verzeichnet stand, in sicheres Siedlungsland.

OLESJ BERDNYK

Das Scharmützel

Iwanko stand auf dem Wachturm. Von oben schweifte sein Blick über Dyke Pole — die wilde herrenlose Steppe — und das bewaldete Auland des Niederdnjepr. Am fernen Horizont konnte man die scharfen Umrisse der Stromklippen erkennen.

Der Süden lag in Dunst gehüllt. Schweren Wermutduft trieb der Wind heran, während die Steppe vom Gezirpe der abertausend Grillen erfüllt war und gellende Adlerschreie den leeren Himmelsraum durchdrangen. Rundum nichts als Unkraut und mannshohes Gras, in dem sich nur zu leicht ein Mensch verstecken konnte. Sogar ein Reiter mit seinem Roß. Man mußte wachsam bleiben, damit der Feind nicht unbemerkt in die Gefilde der Kosaken einfiel.

Hinter den hervorragenden Feldsteinen hoben sich plötzlich im silberfarbenen Pfriemengras einige dunkle Punkte ab. Waren es wilde Ziegen? Steppenschakale? Nein, dazu waren sie zu groß. Was mochte es nur sein?

Iwanko strengte seine Augen an, hob die Hand als Schutz gegen die Sonnenstrahlen, um besser sehen zu können. Die dunklen Punkte näherten sich zusehends den Stromschnellen. Schon konnte das Auge Striche über ihnen erkennen. Das waren Pferde! Auf ihnen saßen Reiter mit langen Lanzen! Waren es Tataren oder Kosaken?

Der Junge stieg rasch hinab, schwang sich auf den Rücken des Pferdes, das unter dem Turm geweidet hatte, und gab ihm die Sporen. Iwankos Gefährten, die während seiner Wachrunde im Dnjepr gebadet hatten, stiegen sofort aus dem Wasser, als sie feststellten, daß er den Turm verlassen hatte. Sie begannen sich rasch anzukleiden.

„Puhu! Puhu!“ rief Iwanko den Erkennungsruf der Kosaken. „Reiter in der Steppe!“

„Tataren?“

„Konnte es nicht ausmachen. Noch sehr weit weg. Acht Reiter, vielleicht sind es auch neun.“

„Hm“, der Kosak Jawtuch drehte unwillig den Kopf, „wir sind sieben, doch wir werden wohl mit ihnen fertig . . .“

„Sicher“, bekräftigte Disha, während er seinen Säbel am Gürtel befestigte. „Jungs, wir lauern ihnen am besten auf. Ich gehe auf den Turm und tue so, als schöbe ich gerade Wache. Ihr versteckt euch zu zweit im Gras. Kein Laut. Sie sollen ruhig annehmen, daß ich hier allein bin, und mich angreifen . . .“

Das hohe Steppengras verschlang die Kosaken. Iwanko und sein „Beschützer“ Jawtuch versteckten sich hinter einem großen grauen Feldstein. Die abgerichteten Kosakenpferde legten sich ins Gras und streckten sich in der heißen Sonne aus.

Der alte Jawtuch legte sein Ohr an die Erde und flüsterte Iwanko zu: „Es dröhnt, die müssen schon ganz nahe sein . . .“

Andrij Disha, der auf den Turm geklettert war, hatte seine Arme über der Brust gekreuzt und schritt gelassen über die Planken des Wachturms. Nach einer Weile drehte er der Steppe den Rücken zu, blickte zum breiten Dnjepr hinüber, holte seine Pfeife aus der Tasche und begann Feuer zu schlagen.

„Der hat die Ruhe weg“, sagte Jawtuch zufrieden. „Wie er sich verstellen kann! Den könnte wohl auch der Teufel nicht erschrecken! Sieh ihn dir nur an, wie seelenruhig er da steht und seine Pfeife anzündet!“

Irgendwo in der Nähe jagten Pferde in wildem Galopp vorbei, zornige Schreie zerrissen die Stille, und ein Pfeilregen schwirrte in die Richtung des Wachturms. Andrij Disha feuerte seine zwei Pistolen ab, worauf ein Pferd schmerzerfüllt aufwieserte.

„Puhu! Puhu!“ rief Disha laut vom Turm.

„Es wird Zeit!“ Jawtuch atmete tief und zog den Zügel seines Pferdes. Das kluge Tier war im Nu auf den Beinen.

Die sechs Kosaken saßen alsbald auf ihren Pferden und flogen nach einem durchdringenden Pfiff mit blanken Säbeln auf den Turm zu, wo sie über die tatarischen Eindringlinge herfielen.

Die Tataren gewahrten die Saporoger, und im nächsten Augenblick blitzten in der Sonne ihre Jatagane auf. Unheilverkündend knallten Schüsse durch die Luft, doch sie trafen ins Leere. Brust gegen Brust prallten die Gegner aufeinander.

Jawtuch parierte den Schlag eines tatarischen Krummsäbels, im nächsten Augenblick hatte er einen Gegner überwältigt. Zwei andere Nogai-Tataren fielen über Iwanko her, der sich wie ein Aal wand und mit Mühe die gefährlichen Säbelschläge der Feinde abwehrte. Jawtuch sprang ihm zu Hilfe und zog die

Angriffe eines Tataren auf sich. Der andere Nogaier wandte sein Roß und sprengte in die Steppe davon. Iwanko legte sich flach auf den Rücken seines Pferdes und jagte ihm nach. In dem geduckten Rücken des Tataren sah er plötzlich alles, was ihm das Leben zerstört hatte — die Angehörigen verschleppt, die Kindheit vernichtet, die Freiheit geraubt. Mochte kommen, was wollte, er mußte den Tataren einholen und ihn strafen!

Der verfolgte Tatar wandte jäh sein Roß und stand plötzlich da, bereit, den Zweikampf aufzunehmen. In seinen schmalen dunklen Augen lagen zugleich Entsetzen und Entschlossenheit.

Iwanko flog auf den Nogaier zu und ließ seinen Säbel niedersausen. Die Waffe des Tataren flog in hohem Bogen ins Steppengras. Der Mann schrie auf, schlug die Hände übers Gesicht und wartete auf den Todesstreich. Iwanko brachte sein Pferd zum Stehen und hielt inne.

Schwer atmend sah er den Tataren an. In seinem Herzen regte sich plötzlich Mitleid. Gewiß wartete eine Frau und eine Schar Kinder auf diesen Mann. Barfüßige, schmutzige Tatarenkinder. Eine Nacht nach der anderen würde vorübergehen, ohne daß ihr Vater aus der wilden Steppe zurückkehrte . . .

„Ich schenke dir das Leben“, sagte Iwanko auf tatarisch. „Nur mußt du mir schwören, daß du nie mehr in deinem Leben den Jatagan gegen einen Kosaken erheben wirst. Hörst du?“

Der Tatar nahm die Hände vom Gesicht, er konnte nicht begreifen, was vor sich ging. Voller Staunen hatte er die Worte des jungen Kosaken aufgenommen. Über seine schmutzigen Wangen rannen Tränen.

„Ein seltsamer Kosak . . .“, murmelte er. „Allah soll dich segnen. Der Erzengel Dhebrajil möge dir stets im Leben bei-



stehen. Ich schwöre bei Allah, daß ich nie mehr einen Säbel oder Pfeil in die Hand nehmen werde. — Leb wohl, Kosak, meine Kinder segnen dich . . .“

Der Tatar versetzte seinem Roß einen Nagaikahieb, das Tier sprengte davon, und nur das hohe Pfriemengras rauschte hinter ihm auf.

Iwanko kehrte zum Wachturm zurück. Er ritt ohne Eile, in Gedanken versunken. Ihm war traurig und froh zumute. Traurig, weil er wußte, daß die Kosaken in solchen Fällen kein Mitleid duldeten, und froh, weil er keinen waffenlosen Mann umgebracht hatte.

Zwei Nogai-Tataren waren von den Kosaken gefangengenommen worden, die übrigen waren im Kampf gefallen. Die

Kosaken wechselten scherzhafte Worte und warteten auf Iwanko.

„Nun, hast du deinen Tataren ins Jenseits befördert?“ fragte Andrij Disha gutgelaut und paffte seine Pfeife. „Das war ja schließlich deine Feuertaufe!“

„Ich habe ihn freigelassen“, erwiderte Iwanko leise. Sein Atem ging schwer.

„Wieso freigelassen?“ fragte Disha unheilverkündend, wobei er seine Pfeife am Steigbügel ausklopfte. „Wieso freigelassen? Etwa lebend?“

Die Kosaken lachten schallend auf. „Auch eine Frage!“ der alte Metelyzja schnappte nach Luft, „die Seele fliegt gewöhnlich zu Gott, die können wir nicht gefangennehmen . . .“

„Aber Brüder!“ erhitzte sich Disha, „das geht doch nicht! Er hat den tatarischen Späher entkommen lassen! Dafür verdient er Strafe. Die Gesetze der Saporoger sind unumstößlich — gleichgültig, ob sich ein erfahrener alter Kosak oder ein Jugendlicher schuldig gemacht hat! Sobald jemand eine unserer Wehrvorschriften übertritt, macht er sich schwer schuldig!“

„Täubchen, wie konnte das geschehen?“ wandte sich der alte Jawtuch sorgenvoll an Iwanko. „Weshalb hast du den Feind laufenlassen?“

„Ich hatte ihm den Säbel aus der Hand geschlagen“, gab Iwanko düster zur Antwort, „er hatte sein Gesicht mit den Händen verdeckt. Ich — ich konnte einen Wehrlosen nicht töten — — plötzlich tat mir der Mann leid. Die Tataren — sind schließlich auch Menschen . . .“

„Unmenschen sind sie!“ schrie Jawtuch zornig. „Sie haben dein Heimatdorf in Schutt und Asche verwandelt, deine Mutter, deinen Vater erschlagen. Sie haben deinen treuen Freund

und Gefährten Hordij gefangengenommen und ihn als Sklaven weiterverkauft — und du sagst, sie seien Menschen . . .“

„Ich weiß nicht . . .“, flüsterte Iwanko und ließ den Kopf hängen. „Ich konnte meinen Arm nicht gegen ihn erheben. Ich dachte . . .“

„Ja, was hast du dir dabei gedacht?“ fragte Disha verächtlich und versengte Iwanko schier mit seinen glühenden Augen.

„Daß die Kosaken schließlich keine Steppenräuber sind! Ich habe Heldenlieder, Dumen singen hören — habe selbst welche gesungen . . . Der Kosak ist ein Beschützer des Volkes, ein edler Kämpfer, ein Ritter . . .“

„Ein Ritter und kein Weib!“ schrie Disha erzürnt. „Einen Gefangenen zu töten, das ist eine Sünde. Doch einen Feind — freizulassen, dazu noch einen Späher, das ist Verrat! Du bist eine Memme und kein Ritter! Jungs, er soll Stockschläge bekommen! Wenn wir uns auf Saporoshe befänden, würde man ihn zum Tode verurteilen. Hier draußen, auf unserem Vorposten, verurteilen wir ihn zu zwanzig Stockschlägen!“

„Brüder! Was fällt euch ein!“ Jetzt geriet Jawtuch in Aufregung. „Wie soll das möglich sein? Iwanko soll zwanzig Stockschläge bekommen? Seht ihn euch doch an! Er ist dünn wie eine Weidengerte. Das hält er niemals aus! Weshalb wollt ihr eure Seelen mit einer solchen Sünde beladen?“

„Wenn er die Schläge nicht aushält, dann hat er eben Pech gehabt, hält er sie aus, ist es sein Glück!“

„Im Ernst, zwanzig Schläge ist viel zuviel. Er will doch mit aufs Schwarze Meer, seinen Gefährten suchen, ihn aus der Sklaverei befreien!“

„Wie soll diese Memme einen Gefährten retten können!“ schrie Andrij Disha, immer noch aufgebracht. „Erbarmt er sich

eines Türken, kommt er selber dabei ums Leben! Dort werden Kämpfer mit steinernen Herzen gebraucht! Herunter vom Pferd! Genug der Worte! Nun, Brüder?“

„Einverstanden!“ riefen die Kosaken rundum.

„Zehn Stockschläge soll er haben“, sagte der alte Metelyzja ernst. „Die sollen ihm wohl reichen. Sonst tun wir ihm etwas zuleide, und er ist viel zu mager . . .“

„Meinetwegen“, lenkte Disha unwillig ein. „Kommst du selbst herunter, oder sollen wir dich vom Pferd ziehen?“

Iwanko sprang mit finsterer Miene vom Pferd, ging zum Turm hinüber und umarmte dort einen Pfosten. „Schlagt“, sagte er. „Ihr braucht mich nicht festbinden. Ich werde die Schläge aushalten.“

„Hej, Brüder!“ rief plötzlich Metelyzja, der einen Blick zum Dnjepr geworfen hatte, „ist das nicht unser Otaman, der dort heranreitet?“

„Er ist's!“ bestätigte Disha erfreut. „Er ist nicht allein — ob das schon die nächste Wachablösung ist?“

„Dazu ist es viel zu früh.“

„Vielleicht bringt er uns eine Neuigkeit?“

Vier Reiter, unter ihnen der breitschultrige Otaman Onyßko Schula, näherten sich dem Wachturm. Der ältere Otaman hob seinen Arm und rief schon von weitem: „Puhu! Puhu!“

„Kosak vom Luh!“ riefen die Kosaken zurück. „Welcher Wind führt Euch her, Herr Otaman?“

„Der Niederungswind ist es, ihr Herren! Nanu, was hat es hier gegeben? Ein Scharmützel mit den Tataren?“

„Nur ein kleines Spielchen“, erwiderte Disha gleichmütig. „Wir haben den Tataren mit unseren Säbeln ein wenig über die Rippen gekratzt . . .“

„In Ordnung, Kinder.“ Der Otaman warf Iwanko einen aufmerksamen Blick zu. Der Junge stand immer noch am Wachturm und hielt in Erwartung seiner Strafe den Pfosten umarmt. „Was soll die Komödie? Hat der Junge etwa getrunken? Weshalb hält er sich am Pfosten fest?“

„Er soll Stockschläge bekommen“, erklärte Disha, „weil er einen Tataren hat laufenlassen. Erst schlägt er ihm den Säbel aus der Hand, und dann läßt er ihn laufen! Er behauptet, aus Mitleid. Herr Otaman, Ihr kennt ja unsere Gesetze und Vorschriften . . .“

„Darauf steht der Tod!“ warf Schula kurz ein.

„Eben. Wir haben das Todesurteil brüderlich gegen Stockschläge eingetauscht. Herr Otaman, erlaubt, die Strafe zu vollziehen.“

„Warte mal . . .“

Schula sprang vom Pferd, übergab Metelyzja die Zügel und ging zu Iwanko. Der Otaman legte seine schwere Hand auf die hagere Schulter, blickte in das zarte Gesicht, besah sich das feine Profil.

„Blutjung“, seufzte der Otaman, „der Bart schimmert noch nicht einmal durch. Woher stammst du?“

„Aus der Gegend von Bohuslav“, flüsterte Iwanko.

„Wie bist du überhaupt nach Saporoshe gekommen?“

„Mit Onkel Jawtuch. Die Tataren haben meine Angehörigen umgebracht und meinen Gefährten gefangengenommen. Ich bin losgezogen, um ihn aus der Sklaverei zu befreien . . .“

„Ach, mein junger Kosak“, der alte Otaman schüttelte den Kopf, „ich verstehe dich nur zu gut. Meinst du, wir hätten große Lust, Feindesblut zu vergießen? Als würden wir nicht lieber die Erde pflügen und Frühjahrsweizen säen! Wie gerne

täten wir das! Doch uns ist weder Frieden noch Freiheit ver- gönnt! Die verfluchten Feinde haben die Ukraine ans Kreuz geschlagen! Und es sind ihrer so viele, daß man sie nicht zählen kann! Sie haben kein Erbarmen mit uns, sie vergießen unser Christenblut, schleppen unsere Menschen, unser Hab und Gut weg in die Fremde. Wer kann uns sagen, wie lange wir noch den scharfen Säbel in der Hand halten müssen? Erbarmst du dich deines Feindes, so kommst du selbst dabei um! Doch wenn der Feind ein guter Nachbar wird, soll unsere Feindschaft ein Ende haben! Gern werden wir ihn in unserm Haus empfangen und ihn mit den Gaben, die uns der Herrgott geschenkt hat, freundlich bewirten. Doch solange die Ukraine gevierteilt und gefoltert wird, werden die Saporoger Kämpfer kein Erbarmen mit dem Feind kennen. Hast du das verstanden, mein Junge?"

„Ich hab's verstanden“, flüsterte Iwanko. „Die Brüder sollen nun die Strafe ausführen . . .“

„Du taugst nicht für Schläge, doch die Sitten und Gesetze dürfen nicht mißachtet werden.“

„Ihr Herren und Brüder! Ich nehme seine Strafe auf mich“, bat Jawtuch und lächelte voller Mitgefühl. „Ich habe ihn verwöhnt, ich trage die Schuld, wenn er so gehandelt hat. Schlagt mir ruhig das überflüssige Fett aus dem Leib, wenn ihr so ungeduldig seid und meinen Rücken bearbeiten wollt. Nun, Brüder?“

„Onkel Jawtuch!“ schrie Iwanko erschrocken. „Wieso Ihr? Was fällt Euch ein! Sie werden Euch die Rippen brechen!“

„Das werden sie nicht!“ beruhigte ihn Jawtuch. „Ich habe Speck genug unter der Haut, und diese Dummköpfe sollen ruhig ins Schwitzen kommen, wenn sie mich bearbeiten, ich werde mir eins ins Fäustchen lachen!“

„Dann geh zum Pfosten, Hundesohn!“ zwinkerte der alte Metelyzja. „Wir wollen dir ein Schwitzbad bereiten!“

„Halt, Kosaken!“ Der Otaman erhob seinen Arm. „Ich habe euch das Wichtigste noch nicht gesagt. Unser Heerführer, der Herr Koschowyj, ist gerade zurückgekehrt. Gestern war auf Saporoshe eine wichtige Ratsversammlung, und man hat einen Seezug beschlossen.“

„Wohin geht's diesmal?“

„Weit weg“, sagte der Otaman geheimnisvoll. „Übers Meer, Brüder . . .“

Iwanko stürzte zum Otaman Schula, packte dessen knorrige Hand: „Mich — mich sollen sie mitnehmen, Väterchen — Brüder! Ich will ins verfluchte Feindesland, um meinen Gefährten zu befreien! Schlagt mich, gebt mir meine Strafe, aber nehmt mich mit!“

„Hast ein gutes Herz, mein Junge“, sagte der Otaman gerührt. „Wer bereit ist, für seinen Gefährten in den Tod zu gehen, der lebt nicht umsonst auf dieser Welt! Ich nehme dich mit, junger Kosak! — Ihr, Herren, macht euch bereit, zur Ssitschfestung zurückzukehren, hier bleibt eine andere Wache zurück . . .“

Die freien Saporoger Kosaken und die Landwehrkosaken im Dienst des polnischen Königs rivalisierten zwar miteinander, doch im Kampf gegen brandschatzende und plündernde Tataren, die sich für ihre Märkte Sklaven aus der Ukraine holten, waren sie sich stets einig.

WASSYL SCHEWTSCHUK

Die Rivalen

Der Saporoger Nepran hielt auf dem Hügel sein Pferd an. Eine sonnenüberflutete, in Kirschblüten gehüllte kleine Siedlung schmiegte sich an die warmen Hänge des Hügel wie ein Säugling an die Brust der Mutter. Zwischen Weidenbäumen sah man den Kessel eines Weihers glänzen, und von seinem jenseitigen Uferhang schimmerte weiß ein Pflüger herüber, der bedächtig seinem Ochsenpaar folgte . . .

War das alles Wirklichkeit — oder ein sehnsuchtsvoller Traum in der steinernen Bosphorusfestung?

Zwei Jahre war Nepran nicht mehr hier gewesen. Uljana mußte schon erwachsen sein, und die jungen Burschen bestürmten gewiß ihr Haus, was nur zu verständlich war! Ein unvergleichliches Mädchen: der hellblonde Zopf bis zum Gürtel, die Augen von leuchtendem Blau, die Gestalt schlank, biegsam, dazu ein heiteres Gemüt. Warum hatte sie Nepran vor zwei Jahren nicht geheiratet?

Ein bitteres Lächeln ging über Neprans Züge: das Schwarze Meer hatte ihm zur Hochzeit aufgespielt, der Otaman war sein Trauzeuge, die Türken waren seine Brautwerber gewesen. Als Ehebett hatte ihm der Steinboden der Marmarafestung gedient!

Nepran strich sich über den schwarzen Schnurrbart, schob die graue Persianermütze keß zur Seite und nahm den Weg, der zu seiner Liebsten führte.

Zu gerne hätte er seine Bandura in die Hand genommen, die Saiten angeschlagen und der ganzen Welt von seiner Gefangenschaft und der Flucht erzählt, wie er die hellen Sterne und klaren Ströme seiner Heimat, die heiteren ukrainischen Gefilde erreicht hatte! Gab es auf der Welt ein größeres Glück als die Freiheit?

Schon von weitem erblickte Nepran den alten Siryk in seinen blauen Kosakenhosen und dem weißen Leinenhemd. Der Wehrbauer hob die Augen zu seinem Gast empor, erkannte ihn aber nicht. Der einstige Kanonier Siryk war noch ganz rüstig. Er hob das schwere Tor in die Höhe und machte sich daran, neue Angeln zu befestigen.

„Gute Gesundheit, Väterchen!“ rief Nepran.

„Auch dir wünsche ich Gesundheit!“ erwiderte Siryk.

„Gott helfe Euch!“

„Hilf du lieber mal!“

„Warum auch nicht!“ Nepran stieg vom Pferd und stützte das Hoftor mit seiner Schulter.

Der Alte machte die Angeln fest, sah sich den Gast genauer an und rief auf einmal: „Petro, bist du's?“

„Ich bin's, Väterchen.“

„Dich hatten doch die Türken gefangengenommen!“ Siryk traute seinen Augen nicht.

„Das haben sie getan, doch sie konnten mich nicht festhalten.“

„Bist du geflohen?“

„Das bin ich.“

„Du bist mir ein Kosak! Otaman oder Hauptmann solltest du werden!“

„Lieber gleich Hetman!“

„Der Hetman Tschornyj von den Landwehrkosaken kann dir bestimmt das Wasser nicht reichen!“

„Ach wo, meine Zunge ist zu kurz, um dem polnischen Adel schönzutun“, seufzte Nepran.

„Wahrscheinlich!“ Siryk lachte.

„Wo ist denn Eure Tochter?“ fragte Nepran nebenbei und ging daran, seinem Pferd das Zaumzeug abzunehmen, als wäre ihm Siryks Antwort völlig gleichgültig.

„Auf dem Anger beim Frühlingsreigen“, antwortete Siryk, und seine Miene verfinsterte sich. „Geh ins Haus, ich versorge nur noch rasch dein Pferd.“

Petro atmete auf: verheiratet war sie also noch nicht! Im Hausflur fand er den Wassereimer und löschte erst einmal seinen Durst. Wie ihm das Wasser schmeckte! Alles, was ihn hier umgab, war ihm lieb und teuer, denn es erinnerte ihn an das kurze Glück vor dem unheilvollen Seezug, der ihm die Gefangenschaft beschert hatte.

Im Haus roch es nach starken Kräutern. Der große Ofen war mit Gockeln und Blumen bunt bemalt. Auf dem Hängebord prangten irdene Teller, Becher und Ringkrüge, ein großes Weißbrot leuchtete vom Tisch herüber . . .

„Bist du schon lange frei?“ fragte Siryk, als er in die Stube trat. Petro hörte die Unruhe in seinen Worten, wollte sie aber

nicht wahrhaben und vertrieb sie. Er legte seine Bandura auf die Bank.

„Nein, Väterchen, seit einem Monat. Ich war erst bei meiner Mutter, wo ich mich ein wenig erholt habe, und dann zog es mich wieder hinaus in die Steppe. Auf Saporoshe nehmen sie bestimmt an, ich sei längst in der Hölle gelandet!“

„Im Himmel, mein Täubchen!“ Der Hausherr umarmte ihn. „Wer für die Heimat stirbt, kommt in den Himmel.“ Er holte zwei Becher und einen Ringkrug mit Schnaps und forderte Nepran auf, sich zu setzen. Dann goß er ein und hob seinen Becher: „Auf die Gesundheit aller guten Menschen und Verderb aller Feinde!“

Siryk holte Speck und Fisch, begann Brot zu schneiden. „Hast du viele Türken auf der Flucht umgelegt?“ wollte er wissen.

„Keinen einzigen. Mich hat mein Gesang aus der Gefangenschaft befreit.“

Der alte Siryk goß abermals ein und setzte sich erwartungsvoll neben seinen Gast.

„Wir standen in der Bucht von Kilia“, begann Nepran seine Erzählung, „das Meer hatte uns vorher mächtig durchgeschüttelt, und auf der Galeere schliefen alle wie tot. Die Janitscharen, die Türken und die griechischen Rudersklaven — sie alle waren in tiefem Schlaf versunken. Nur ich und der Janitschare Atisch, der Wache hielt, konnten nicht schlafen. Die Nacht war warm und sternklar, ganz wie bei uns daheim. Da befahl mich eine unaussprechliche Sehnsucht, ein tiefer Schmerz . . . Um nicht aufzuheulen, begann ich leise von der Mutter und der geliebten ukrainischen Heimat zu singen. Da regte sich das Herz des Janitscharen, etwas längst Vergessenes, durch lange Jahre des Dienstes Überwuchertes regte sich plötzlich in ihm.“

Er hörte mir lange zu und löste mir dann die Eisenfessel. Ohne ein Wort zu sagen, zog er mir seine Kleider an, gab mir zwei Pistolen, seinen Säbel und hieß mich, ihn zu fesseln . . .“

„Weshalb seid ihr nicht zusammen geflohen?“

„Er wollte nicht. Ich versuchte ihn zu überreden . . .“

Siryk stöhnte auf. Vor langen Jahren hatten die Tataren seine Frau und ihren einzigen Sohn gefangengenommen. Er sagte sorgenvoll: „Wie viele unserer Leute quälen sich in aller Herren Länder herum! Wenn man alles Blut, allen Schweiß, alle Tränen auffinge, die diese Unglücklichen vergießen, käme kein Strom, sondern ein ganzes Meer zusammen!“

„Es dauert nicht mehr lange, dann wird das Leid ein Ende finden“, erklärte Nepran.

„Hast du etwas Tröstliches gehört?“

„Die ganze Ukraine brodeln. Zu Hunderten ziehen die jungen Männer nach Saporoshe. Sie wollen kein Arbeitsvieh mehr sein!“

Von draußen drangen Stimmen und Lachen herein. Petros Herz verspürte einen Stich. Sie nahte! Sein Täubchen, sein Mädchen, das in den schwersten Stunden der Gefangenschaft vor seinen Augen gestanden, ihm Kraft verliehen und ihn vor Verzweiflung geschützt hatte.

Wenige Augenblicke später stand auf der Türschwelle eine schlanke, biegsame Mädchengestalt.

„Petro, mein Gott!“

Sie stürzte zu Nepran, hielt jedoch auf halbem Weg inne, errötete und sagte: „Man erzählte bei uns, die Türken hätten dich erschlagen . . .“

„Hast du dich darüber geirrt? Ich bin auferstanden, damit du nicht vor Kummer vergehst“, erwiderte Nepran vorwurfs-



voll, denn hinter dem Rücken seines Mädchens stand ein baumlanger Bursche in sommerlicher Kosakentracht.

„Einen guten Tag wünsche ich Eurem Haus!“ rief der junge Mann.

„Guten Tag, guten Tag, Mykola!“ antwortete Siryk düster. „Dies hier ist der Saporoger Petro Nepran“, machte Siryk die beiden Männer bekannt, „und dies ist Mykola Bodnja, ein Verwandter aus Tscherkassy.“

„Was bin ich für ein Verwandter?“ murmelte Mykola verlegen. „Ich will höchstens einer werden . . .“

Mykola Bodnja näherte sich schwerfällig, drückte Petros Hand und setzte sich an den Tisch.

„Tochter“, Siryk wurde unruhig, „vielleicht sorgst du dafür, daß wir etwas zu Mittag bekommen?“

Nepran schielte zu dem Landwehrkosaken hinüber, der stumm den Ringkrug, eine schöne Töpferarbeit aus Poltawa, bewunderte. Der Bursche konnte sich sehen lassen. Er strotzte vor Gesundheit und Kraft und machte den Eindruck, als werde er in einem etwaigen Kampf genauso fest wie Nepran auf der Erde stehen. Er hatte große graue Augen, breite hellblonde Brauen, volle Lippen und eine Stupsnase.

„Nepran ist gerade aus der Gefangenschaft zurückgekehrt“, bemühte sich der Hausherr die Unterhaltung in Gang zu bringen.

„Wo bist du in Gefangenschaft geraten?“ fragte Mykola.
„War es daheim oder im Kampf?“

„Während eines Seezugs mitten auf dem Meer. Die Türken hatten unsere Flottille vernichtet.“

„Das geschieht euch Saporogern recht. Wozu unternimmt ihr auch unentwegt eure Land- und Seezüge gegen die Türken und Tataren!“

„Wenn es uns Saporoger nicht gebe, würdest du Landwehr-
ratte keinen Säbel an der Seite tragen!“

„Haha!“

„Da würdest du nämlich, statt Landwehrdienste zu tun, dem adeligen Herrn den Acker pflügen!“ Nepran gab nicht nach.

„Jungs, hört auf, euch zu streiten!“ rief Siryk dazwischen.
„Tochter, gib uns noch einen Krug her!“

Der Tisch war inzwischen reich gedeckt worden, Nepran hatte gar nicht bemerkt, wann Uljana alles herangezogen hatte.
„Setz dich, Uljana!“ Er faßte die Hand des Mädchens.

„Ich habe schon gegessen“, erwiderte Uljana ausweichend.

„Setz dich, Tochter“, gab der Vater sein Einverständnis, „so hohe Gäste bekommen wir nicht jeden Tag.“

Uljana setzte sich zwischen die beiden Kosaken ihrem Vater gegenüber, hielt die Lider gesenkt und blickte heimlich bald Petro, bald Mykola an.

Petro Nepran war es traurig zumute. Er nahm seine Bandura, steckte sich den langen Haarschopf hinters Ohr und begann ein Kosakenlied zu singen.

Das Lied vom Kosaken und seinem Pferd durchdrang immer tiefer Petros Gemüt, wurde eins mit seinem ganzen Wesen, in dem eine unzerstörbare Kraft lebte, die ihn selbst und Tausende ihm ähnlich beschopfter Kämpfer hervorgebracht hatte. Sie litten Hunger, Kälte und schlimmen Tod aus Feindeshand, streckten aber nicht die Waffen und gaben nicht das Teuerste, das sie besaßen — die Freiheit — auf . . .

Als Nepran zu Ende gesungen hatte, legte er die Hand über die Saiten und brachte sie zum Verstummen.

Uljana weinte leise vor sich hin.

Sie traten aus dem Haus, als es draußen bereits dämmerte. Ein warmer Abend hüllte die Siedlung ein, es duftete nach Blumen, Gräsern, Äckern und wie nach Himmel und Sternen, die schon hier und dort zu blinken angefangen hatten.

„Wo wollt ihr schlafen, im Haus oder draußen in der Scheune?“ hörten sie von weitem Uljanas Stimme fragen.

„Der Kosak hat sein Bett immer bei sich“, sagte Nepran.



„Wo er steht, da legt er sich auch hin, wo er sich hinlegt, da schläft er auch ein . . .“

„Laß sie nur draußen in der Scheune schlafen“, sagte Siryk und brachte zwei große Pelzmäntel heraus.

„Ich will im Garten unter dem Apfelbaum schlafen“, meldete sich Bodnja aus der Dämmerung.

Der Alte zuckte die Achseln und trug einen Pelzmantel in den Garten. Uljana verschwand in der Scheune.

„Noch vor Sonnenaufgang reiten wir in die Steppe hinaus und kreuzen unsere Säbel. Sie sollen entscheiden, wem das Mädchen gehören wird“, sagte Mykola Bodnja zu Nepran.

„Genau wie im Lied: der eine soll den neuen Sarg, der andere das junge Mädchel bekommen?“ Nepran lachte. „Wer hätte geglaubt, daß ihr Landwehrkosaken so edle Sitten habt . . .“

Bodnja wollte schon seinen Säbel packen, aber er sah Uljana aus der Scheuentür kommen und verschwand in den Garten.

Neprans Augen folgten seiner kräftigen Gestalt, er stellte sich bildhaft vor, wie Bodnja wohl zu kämpfen verstand. Seine Hand erinnerte an einen Streithammer! Der konnte gewiß mit einem Schlag einen Gegner entzweihauen!

„Bist du krank, Petro?“ fragte Uljana, die neben ihm stand.

„Ich bin gesund, mein Herz“, Nepran schritt auf das Mädchen zu. „Lange Zeit bin ich nicht in eurem guten Haus gewesen, lange Zeit habe ich dich nicht gesehen!“

„War es sehr schlimm dort?“

„Wo?“

„In der Gefangenschaft.“

„Sehr — es gibt nichts Schlimmeres als Sklaverei.“

„Wie hast du es nur ausgehalten?“

„Die Hoffnung hat mir Kraft gegeben.“

„Mir ist so bang zumute — so unheimlich“, flüsterte Uljana. Nepran legte seinen Arm um die Schultern des Mädchens. „Dieser Kosak aus Tscherkassy, kommt er schon lange hierher?“

„Seit Weihnachten. Ich hatte keine Hoffnung mehr, daß du noch am Leben wärst . . . Bist du mir böse?“

„Nein.“

„Küß mich . . .“

Die Nacht, der Mond, der Himmel — die ganze Welt, sie waren Zeugen, wie sehr er auf diesen Augenblick gewartet, sich nach diesen Lippen, Augen, dem Haar und dem herben Atem gesehnt hatte! Wäre nicht der alberne Kosak aus Tscherkassy mit seinem sinnlosen Zweikampf, er würde sich für den glücklichsten Menschen auf Erden halten . . .

Nepran preßte Uljana leicht an seine Brust und gab ihr einen brüderlichen Wangenkuß. Sie seufzte und lachte auf:

„Ihr Saporoger seid wie die Mönche . . .“

„Wir sind tatsächlich Mönche, und die Freiheit ist unser Gott.“

„Da hat doch neulich ein Kobsar bei uns im Hof ein Lied gesungen, das erzählt, daß die Saporoger vergessen hätten, wie Frauen aussehen, und sich mit Bachstelzen verheiratet hätten . . .“

Das mußte ein neues spaßiges Lied sein, das Nepran noch nicht kannte. Die Lieder wuchsen wie Pilze nach dem Regen, denn das Volk hatte am Kosakentum Gefallen gefunden, war in Bewegung geraten, zur Besinnung gekommen und suchte seinen Ausdruck im Lied. Auf der hart und viel geprüften ukrainischen Erde schien etwas heranzureifen.

„Wahrscheinlich bist du verhext!“ rief Uljana, schon im Davonlaufen.



„Ich bin doch Saporoger!“

„Dann reit zu deiner Saporoger Ssitsch und umarme sie!“
waren ihre letzten Worte, bevor sie im Haus verschwand.

Nepran betrat die Scheune. In seinem Inneren spürte er weder Zorn noch Angst, daß er am nächsten Tag sterben könne. Er hatte auch nicht den Wunsch, seinen Nebenbuhler zu töten. Trotzdem wurde es eine unruhige Nacht für ihn. Immer wieder richtete er sich auf seinem Heulager auf und horchte in die Nacht hinaus. Ihm war, als stünde eine Schlacht bevor. War es ein Vorgefühl? Eines Tages mußte er schließlich sterben ... Die Säbel sollten nun entscheiden!

Kaum hatte Nepran die Augen zugemacht, als er auch schon geweckt wurde.

„Steh auf!“ rief ihm Bodnja aus der grauen Morgendämmerung zu.

„Es ist so früh, daß sich noch nicht einmal die Teufel prügeln, und du bist schon auf den Beinen“, brummte Nepran unwillig.

„Wirst noch lange genug schlafen.“

„Im Jenseits?“

„Vielleicht.“

„Ihr Landwehrkosaken seid doch eine richtige Plage! Mir brummt der Kopf vom gestrigen Gelage.“

„Den kriegst du wieder klar, ich habe noch einen halben Quart Schnaps in meiner Feldflasche.“

„Das hättest du gleich sagen sollen!“ rief Nepran und setzte sich auf. Er suchte im Heu nach seinem Säbel, nach den Pistolen und der Bandura, erhob sich schließlich und ging zur Tür.
„Schlafen die noch im Haus?“

„Ja.“

„Dann trample nicht so laut herum, sonst werden sie wach und schlagen ordentlich Krach. Sattle das Pferd!“

„Schon getan, und auch dein Roß ist gesattelt!“

„So?“

„Die Pferde stehen beim Teichufer.“

„Hör zu, Bodnja, laß deine Landwehr sausen und werde mein Knappe.“

„Läute du nur mit dem Maul, ich reiße dir noch heute den dummen Klöppel aus!“

„Wir werden es sehen, sagte der Blinde . . . Warst du beim Pfarrer?“

„Wozu?“

„Um zu beichten und zu kommunizieren. Denn wenn du ohne Buße stirbst, wird deine Seele ewig als Eule über die Erde fliegen und wie ein Ziegenbock herummeckern . . .“

„Mein Kosakenschoß soll mir ausfallen, wenn nicht deine schwarze Seele herummeckern wird!“

Der Weiher schlief noch. Er schien unter der dichten Nebeldecke zu schnarchen und konnte nicht aufwachen.

Die Kosakenpferde spürten das Nahen ihrer Herren. Sie hoben ihre Köpfe und tänzelten auf der Stelle. Neprans Roß war ein prächtiger Brauner, Bodnja hatte einen Apfelschimmel.

„Du hast aber ein Rößlein!“ rief Nepran aus.

„Deinem fehlt ja auch nichts.“

„Komm, laß uns tauschen.“

„Völlig überflüssig. Einem von uns werden sowieso beide gehören . . .“

„Ich hab' es ganz vergessen. O weh, hätte ich deinen Apfelschimmel nur nicht gesehen!“

Mykola Bodnja erwiderte nichts. Er setzte seinen Fuß in den Steigbügel und war sogleich im Sattel.

„Ob ich nun will oder nicht, muß ich dich umlegen“, sagte Nepran.

„Sag erst hoppla, wenn du über den Graben bist“, gab Bodnja zurück.

„Für einen solchen Apfelschimmel könnte ich eine ganze Horde zerstückeln . . .“

Der Landwehrkosak wurde eins mit dem Sattel und duckte sich. „Sitz endlich auf und laß uns reiten, du Quasselkopf!“

„Beeil dich nicht, der heilige Petrus schläft noch, und keiner wird deine unschuldige Seele in den Himmel einlassen können.“

Mykola versetzte seinem Schimmel einen Nagaikahieb und sprengte in die Steppe hinaus. Nepran folgte ihm. Auf dem Hügel hielt er den Braunen an und sah lange hinab ins Tal, wo die Siedlung Chutory lag und Siryks Haus aus dem blühenden Kirschgarten hervorlugte. Die Morgenröte kündigte einen heiteren, silbernen Morgen an.

Bodnja hatte inzwischen an einem Steppenbrunnen in einem kleinen Tal voller Nachtigallen haltgemacht. Als sich Nepran

ihm näherte, reichte er ihm seine Feldflasche: „Trink, damit dein Kopf klar wird.“

Doch Nepran weigerte sich. „Die Saporoger trinken nie vor einem Kampf.“

„Aber ich habe schon einen Schluck genommen.“ Der Riese reckte die Arme.

„Dann gib die Flasche her, sonst berichtest du dem Herrgott, ich hätte einen Betrunkenen angegriffen.“

Nachdem Nepran zwei Schluck genommen hatte, reichte er Bodnja die Feldflasche zurück und sagte mit einem Seufzer: „Schade, daß es hier keinen Pfaffen gibt.“

„Bist du etwa katholisch?“

„Es geht ja um dich!“

„Ich bin doch orthodox wie du . . .“

„Das ist es eben . . . ohne Pfaffen wirst du nämlich nicht zu jener Herde gelangen, in der sich deine polnischen Freunde befinden.“

Mykola riß seinen Säbel aus der Scheide und schrie wütend: „Es soll mir . . .“

„. . . der Kosakenschof ausfallen!“ beendete Nepran Bodnjas Spruch und zog ebenfalls seine Klinge.

Der Stahl zuckte empor und ließ rundum Funken sprühen. Neprans Brauner bäumte sich auf, in dieser Deckung wehrte Nepran Bodnjas Angriff ab und schnitt dem Gegner unerwartet die Mütze vom Kopf. Bodnja machte große Augen.

„Auf diese Weise habe ich schon zwei Janitscharen den Kopf abgehauen!“ rief Nepran ihm zu.

Doch Bodnja kam zur Besinnung, blinkte einige Male mit seinen großen Pflaumenaugen, biß die Zähne zusammen und stürzte sich wortlos auf den Saporoger.



Nepran wich dem Schlag aus, wandte sein Pferd nach rechts und lachte: „Werde mein Knappe, und ich will dir beibringen, wie man mit Säbeln kämpft!“

Mykola schnaufte wie ein Blasebalg. Der Herrgott hatte ihm unsagbare Kraft verliehen, und wäre er genauso gewandt gewesen, Nepran wäre das Necken vergangen.

„Deck dich mit dem Pferd!“ rief Nepran, als er merkte, daß Bodnja erneut auf ihn losging. Nur mit Mühe konnte er diesmal dessen schweren Schlag abwehren. „Das war schon besser!“ lobte er seinen Gegner.

„Halt doch endlich den Mund!“

„Laß mich doch vor dem ewigen Schweigen noch ein wenig reden! Hast eine schwere Hand, ich fürchte, daß ich entzwegehauen vor Gottes Thron treten werde. Bis sie mich dann zusammennähen . . .“

Die Säbel garieten klirrend aneinander und blitzten in den ersten Sonnenstrahlen. Die heißblütigen, kräftigen Pferde hatten sich aufgebäumt, die Gegner standen sich Auge in Auge gegenüber. In den Augen des Landwehrkosaken glomm Wut.

Die Kosaken ließen die Pferde auslaufen und wollten sich aufs neue aufeinanderstürzen, als plötzlich ein dritter Reiter das Tal entlang heransprengte. Der Reiter saß nicht im Sattel und lenkte auch nicht sein Pferd, sondern hing nur mit einem Fuß im Steigbügel.

„Ich halte das Pferd an, fang du es auf!“ rief Nepran, steckte den Säbel in die Scheide und jagte dem seltsamen Reiter nach. Es war ein Kosak, dessen pechschwarzes Haar über die Erde fegte.

Nepran schnitt dem Pferd den Weg in die Steppe ab, das Pferd versuchte nach rechts auszuweichen, doch hier stellte sich

ihm Mykola Bodnja entgegen. Im Nu hatte er die Zügel gepackt. Nepran hob den Unglücklichen auf, riß dessen bluttriefendes Hemd auf und entdeckte eine dunkle Wunde unter dem linken Schulterblatt. Der Kosak mußte einen Dolchstoß in den Rücken bekommen haben.

„Die Polen, Mykola!“ rief Nepran Schlimmes ahnend.

„Oder Tataren.“

Bodnja sprang vom Pferd, nahm den Toten auf die Arme, bettete ihn zwischen Blumen und Gräser und deckte sein Gesicht mit einem Tuch zu.

„Sieh nur, es brennt!“ sagte Bodnja, als er sich wieder aufrichtete.

„Das muß in Chutory sein . . .“

Im Galopp sprengten Nepran und Bodnja der Siedlung zu. Der Rauch bedeckte den halben Horizont. Er wallte aus der Talsenke, in der das Dorf lag, und breitete sich über die Felder aus. Über die Paradiesecke schien der ganze Wolkenhimmel hinabgestürzt zu sein . . . dort befand sich Uljana!

Als sie den Hügelkamm erreichten, hielten sie betroffen inne: alle Häuser der Siedlung brannten, es war keine Seele rundum zu sehen. Der Ort schien ausgestorben, irgendeiner, der der letzte gewesen war, mußte einen brennenden Wisch an ein Strohdach gehalten haben . . .

„Himmelsmacht!“ flüsterte Nepran voller Entsetzen, zog seinen Säbel und stieß dem Pferd die Sporen in die Flanken. Er sprengte hinab in die Talsenke, wo die Flammen züngelten und tanzten.

Uljanas Haus brannte nieder. Über den Hof verstreut lagen Töpfe, Schüsseln und Kleider. Jemand hatte in größter Eile das Haus geplündert.

„Such Siryk und seine Tochter!“ befahl Nepran. „Vielleicht liegen sie irgendwo erschlagen.“

Sie ritten um die Brandstätte, fanden aber niemand.

„Die sind bestimmt von Tataren verschleppt worden!“

„Vielleicht auch von polnischen Adligen“, meinte Nepran, der nach toten Feinden suchte, um sich zu vergewissern, wer die Siedlung überfallen hatte und wo er die Feinde in der endlosen Steppe suchen sollte. Doch es war nichts zu finden.

Nepran und Bodnja suchten die Toten zusammen und warfen sie in die lodernden Flammen. Dann suchten sie weiter.

„Hierher, Nepran!“ rief Bodnja vom Weiher herüber und winkte mit der Hand. Neben einem Weidenbaum lag ein erschlagener Tatare.

„Das sind Budgiak-Tataren“, stellte Nepran fest, „bekannt dafür, daß sie einfallen, um Gefangene für die Sklavenmärkte zu machen!“ Nepran stellte sich bildhaft vor, wie die Tataren die Gefangenen durch die öde Steppe trieben, wie sich Uljana immer wieder umblickte und, die Augen voller Tränen der Qual und Verzweiflung, nach Hilfe Ausschau hielt.

„Hinterher!“ schrie Nepran. „Wir müssen das verfluchte Pack niedermetzeln!“

Bodnja sprengte hinter ihm her.

Sie verfolgten die frische Spur in einer wahnwitzigen, atemlosen Hatz. Den ganzen Tag hatten die beiden Kosaken ihre Pferde erbarmungslos durch die Steppe gejagt, greifbar nahe waren ihnen in der endlosen Weite die verhaßten Menschenjäger erschienen, ihre Rache mußte sie jeden Augenblick treffen. Doch der Tag verging, nur erfüllt von der blendenden Sonne, von Steppenhühnern und Trappen, von den windbe-



wegten Wellen der hohen Gräser. Die Tataren schienen vom Erdboden verschluckt zu sein. Unweit vom Buhfluß liefen die Spuren in vier verschiedene Richtungen auseinander.

Nepran und Bodnja hielten die Pferde an. Sie hatten das größte Verlangen, sich irgendwo im Schatten auszustrecken, als Nepran am rötlichen Horizont einen dunklen Punkt gewahrte, der sich bewegte.

„Die Tataren!“ rief er hoffnungsvoll.

Bodnja hielt die Hände über den Augen und spähte lange Zeit angestrengt.

„Sie sind es!“ sagte er endlich. Er reckte sich auf und fügte entschlossen hinzu: „Heute wird mein Säbel an den muselmanischen Schädeln schartig werden!“

Die Kampfeslust der Reiter ging auf die Pferde über, sie liefen nicht, sie glitten nur so dahin über die abendliche Steppe, daß die Dornbüsche und schlanken Meerkohlstrünke vor den Augen der Reiter tanzten. Der sich am Horizont bewegende Punkt wurde allmählich größer. Die Tataren zogen im Licht der letzten Sonnenstrahlen gen Westen. Vom himbeerfarbenen Himmelsrand lösten sich schwarze Schatten. Sie flogen wie der Sturmwind dahin, hielten an und stürzten sich den beiden Verwegenen entgegen.

„Halt dich fest, Mykola!“ rief Nepran dem Landwehrkosaken zu und holte seine Pistole aus der Satteltasche.

Mykolas Säbel blitzte auf. Unerwartet blieb die Horde wieder stehen. Im nächsten Augenblick jagte sie nach links in die Richtung auf den Fluß Synjucha.

Unruhe befahl Nepran. Das Vorgehen des Feindes erschien ihm plötzlich rätselhaft. Etwas Unheimliches, Gefährliches ging dort vor. Weshalb jagte der Feind von einer Seite zur anderen? Hatte ihm jemand den Weg nach Süden versperrt?

„Dort müssen sich Saporoger befinden“, Nepran zeigte in die abendliche rötliche Ferne, „sieh nur, wie sich die Tataren hin und her werfen!“

Die Sonne blendete immer noch die Augen der Kosaken, deshalb war es ihnen unmöglich, den Feind deutlich zu erkennen, seine Kräfte abzuschätzen.

Sie waren so verwegen dem Kampf entgegengeritten, als könnte sich jeder Strauch und jeder Steppengrasstengel in einen kühnen Kosaken verwandeln und ihnen beistehen. Die Tataren waren bestimmt hundert, wenn nicht mehr an der Zahl. Die Erde dröhnte vom Hufschlag, die Pferde schnaubten und wieherten, der Wind pfiff ihnen um die Ohren. Im nächsten

Augenblick würden sich die beiden Tollköpfe in die Reihen der Gegner hineinfressen, die ersten Schüsse würden knallen, die Säbel aufblitzen . . .

Nachdem die Sonne den Horizont mit Blut übergossen hatte, versank sie im fernen Steppengras. Erst jetzt begriff Nepran, daß alles vergeblich gewesen war, daß sie die armen Gefangenen nicht befreien würden.

„Halt!“ rief er dem Gefährten zu und brachte seinen Braunen zum Stehen. „Das sind keine Tataren, das sind nur Wildpferde – Tarpane!“

Bodnja spie wütend aus und steckte seinen Säbel in die Scheide. „Jetzt können wir die Nadel im Heu suchen! Die Nacht gilt zwar als Mutter des Kosaken, doch auch dem Tataren ist sie keine Stiefmutter“, grollte er.

Nepran schwieg. Die letzten Hoffnungsfunken, das Mädchen zu befreien, erloschen in ihm. Vor Kummer hätte er die Dornbüsche zersäbeln, schreien und sich selbst für alles, was in Chutory geschehen war, hassen können. Während sie sich wie dumme Böcke mit den Hörnern herumstießen, waren die Wölfe in die Hürde eingedrungen . . .

Die Herde der mausgrauen feuersprühenden Tarpane verschwand in der Dämmerung. Das Dröhnen der Erde verebbte. Stille kehrte wieder ein.

Nepran riß das Pferd, das zu grasen angefangen hatte, wieder hoch und ritt langsam über die Steppe. „Wir übernachteten am besten in der Senke am Synjuchafluß“, wandte er sich zu Mykola Bodnja um.

Mykola folgte ihm. Er saß niedergeschlagen mit gesenkten Schultern im Sattel, als trüge er einen schweren Stein auf dem Rücken. Bestimmt machte er sich Vorwürfe, daß er in Chutory

wie Schießpulver hochgegangen war, den Zweikampf herausgefordert und Uljanas Los besiegelt hatte.

Nepran hielt seinen Braunen etwas an und gesellte sich an Mykolas Seite.

„Quälst du dich jetzt?“

„Solch ein Mädchen!“

„Hast du sie lieb?“

„Ja!“

„Ich auch.“

Mykola blickte Nepran finster an, bereit, erneut um die Liebste zu kämpfen.

„Vielleicht kämpfen wir weiter?“ fragte Nepran spöttisch. „Die Tataren sind uns doch davongeritten.“

„Geh zum Teufel!“ brummte Bodnja und wischte sich den Schweiß vom Gesicht.

„Nun wird sie ein Türke bekommen . . .“

„Sei still! Meine Seele brennt sowieso wie Feuer. Ist das alles? Kann man sie nicht finden und befreien?“

„Das kann man schon.“

„Wie denn?“

„Einen Krimzug unternehmen, Kaffa erobern, wie der Hetman Sahajdatschnyj es einst getan hat, die Gefangenen befreien und mit ihnen auch Uljana.“

„Wir zwei?“

„Auf der Saporoger Ssitsch werden wir Kampfgefährten finden.“

„Und die werden mitziehen?“

„Ihr Landwehrkosaken seid doch wirklich ahnungslos. Nichts unternehmen die Saporoger so gerne wie Kriegszüge zur Befreiung von Gefangenen aus der heidnischen Sklaverei.“

„Dann laß uns rasch zur Saporoger Ssitsch reiten!“ rief Bodnja ungeduldig.

Bis zur Senke sagte Bodnja kein Wort. Als sie dann anhielten und die Pferde zu weiden begannen, warf er sich lang auf die Erde hin, trommelte mit der Faust auf den Boden und stöhnte auf. „Läge ich doch lieber entzwegehauen vor ihrer Schwelle! Vergib mir, Nepran!“

„Vergib auch du mir so manches scharfe Wort!“

„Bevor ich sie nicht befreit habe, werde ich keine Freude am Leben haben! Wäre ich doch vernünftiger gewesen . . .“, machte sich Bodnja Vorwürfe.

„Quäl dich nicht“, Nepran hob ihn vom Boden auf. „Solange die Kosaken und wir zwei noch leben, sollen die Feinde keine Ruhe und Freude kennen.“

Mykola Bodnja umarmte Petro Nepran und rief voller Feuer: „Werde mein Bruder!“

„Und du der meine!“

Nepran holte seinen Säbel aus der Scheide, krepelte den linken Ärmel hoch und schnitt die braungebrannte Haut ein.

„Gib den Schnaps her!“

Mykola reichte ihm die Feldflasche und holte ebenfalls seinen Säbel heraus. Auch er schnitt sich die Haut ein und ließ Blut in die Flasche laufen.

Nepran schüttelte die Flasche, trank einige Schlucke und reichte sie dem Gefährten. Bodnja trank ebenfalls.

„Für ewig!“

„Ja, für ewig!“

Die Kosaken umarmten einander und küßten sich dreimal. Als Blutsbrüder legten sie sich schlafen.



Die Befreiung ukrainischer Gefangener aus tatarischer und türkischer Sklaverei war eines der Hauptziele des Kosakenkampfes gegen die Muselmanen. Ihre kühnen Land- und Seezüge gegen die Krim und türkischen Küstenstädte sind in die Geschichte eingegangen.

Hinaus aufs blaue Meer

Nach dem Johannisfest traf Tymisch Orendarenko von Saporoshe ein und brachte den Befehl mit, zum Seezug aufzubrechen.

Chmel, wie alle den Kosakenführer Bohdan Chmelnyzkyj nannten, rief die Otamane der Kosakenboote zu sich, und die Dnjeprinsel, auf der die Besprechung stattfinden sollte, erwachte aus ihrem Winterschlaf. Die Kosaken waren mit ihren Schnellbooten schon längst startbereit, doch ein Seezug war kein Ausflug; jeder mußte sich vergewissern, ob sein Säbel scharf genug, die Muskete treffsicher und der Vorrat an Blei und Schießpulver vollständig war. Außerdem mußten noch die Segel, Riemen, Kanonen, Anker und die Fässer mit Hirse, Wasser, Teigwaren und Zwieback überprüft werden.

So lang sich der Tag um Johannis sonst hinzieht, heute flog er den Kosaken wie ein Augenblick dahin. Gegen Abend wurde es schließlich still. Vor der Dnjeprinsel schaukelten dreihundert Boote auf den vom Nordwind bewegten Seen und Nebenarmen



des großen Stromes und zerrten wie feurige Pferde an ihren kräftigen Hanftauen.

Die Kosaken löffelten stumm ihre „Stscherba“ — eine beliebte Fischsuppe — und nahmen in Gedanken Abschied vom Großen Luh, wie sie die Auenwälder der Dnjeprniederung nannten, und von ihrer Steppenheimat. Es war noch nie vorgekommen, daß sie von einem Seezug vollzählig zurückgekehrt wären . . .

Auch Petro Nepran war mit seinen Gedanken zu Hause bei der Mutter, dann in der Bruderschaftsschule zu Kiew und schließlich auf dem Gut Lyssjanka, wo sein Mädchen Uljana herangewachsen und erblüht war . . . Nepran hatte oft an Seezügen teilgenommen, Städte und Galeeren gestürmt, genügend Schießpulver gerochen, Hitze, Durst, Gefangenschaft und Sklaverei kennengelernt, doch er hatte keinen Augenblick gezögert, als es galt, sich erneut in die Hölle der brausenden Wogen, der Seeschlachten und Sturmangriffe auf türkische Küstenstädte und Festungen zu stürzen. Das höchste Gut des Menschen ist die Freiheit. Im Kampf für die Freiheit zählen weder Wunden noch Tod.

„Ist es groß?“ fragte plötzlich sein Gefährte Mykola Bodnja, der zum erstenmal an einem Seezug teilnehmen sollte.

„Was denn?“

„Das Meer natürlich.“

„Groß.“

„Wie der Dnjepr bei Sturm?“

„Viel, viel größer. Wie der Himmel.“

„Wirklich? Und die Wellen rollen?“

„Und wie sie rollen!“

Mykola Bodnja schwieg still und überlegte. Er fürchtete sich nicht vor dem Feind, vor blutigen Scharmützeln und Kämpfen — all dies hatte er auch als Landwehrkosak zu Genüge erlebt. Er hatte aber Angst vor dem wilden Meer, das ihm unbekannt war, dessen Unermeßlichkeit weder Blick noch Verstand erfassen konnte.

„Wenn du die Weite erlebst“, Nepran führte die Arme auseinander, „kein Ufer, kein Strauch — nichts als Himmel und Wasser!“

„Burschen!“ ihr Bootsmann Orendarenko kam gelaufen, „kommt schnell zu Chmel, er hat euch zu sich gerufen.“

Nepran und Mykola sprangen auf die Füße, steckten ihre Löffel in die Stiefelschäfte und fragten ihren Ältesten: „Wo ist Chmel?“

„Auf dem Kommandoboot.“

„Geht es los?“ fragte Mykola besorgt.

„Erst wenn es dämmt.“

„Werden wir uns auf dem Meer nicht verirren?“

„Keine Angst, mein Lieber. Als ob die Kosaken dem Muselman keinen Besuch abstatten könnten!“

„Seit siebenhundert Jahren kennen wir diesen Weg.“

Chmel, mit einer alten Persianermütze auf dem Kopf und zwei Pistolen hinter dem Seidengürtel, stand pfeiferauchend am Ufer und beobachtete, wie die Kosaken behutsam ein leichtes Unterseeboot hochhoben und es über einen Brettersteg auf ein großes Boot trugen.

„Geht vorsichtig damit um!“ rief er ihnen zu. „Wenn das Leder einen Riß bekommt, geht das Boot unter!“

„Wir passen gut auf!“ gab einer der Kosaken zurück. „Schließlich ist es nicht das erstemal, daß wir damit zu tun haben.“

Als sich Nepran und Bodnja näherten, ging ihnen Chmel entgegen. „Seid ihr bereit?“ fragte er.

„Ja.“

„Nepran, bist du schon jemals in so einem Ding unter Wasser gefahren?“

„Als wir vor Jahren die Festung Büjükdere angriffen.“

„Dann ist es gut“, sagte Chmel erleichtert, „hier hast du das Spielzeug, du wirst es auf unserm Zug brauchen. Such dir einen Kampfgefährten aus . . .“

„Ich nehme Mykola Bodnja mit.“

„Wirst du keine Angst haben, unter Wasser zu fahren?“ wandte sich Chmel an Mykola.

„Ist es dort sehr dunkel?“

„Ziemlich“, lachte Chmel, „doch wenn du aus dem Meer steigst und genau vor der Nase der Türken das Kosakenfeuer anzündest, wird es hell wie am Tag.“

„Ich fürchte mich nicht, Väterchen, bin ja mit Nepran zusammen“, Mykola führte die Hand an die Mütze.

„Gib das Signal!“ rief Chmel seinem Knappen zu. „In die Boote! Glückliche Fahrt!“

Der Große Luh hallte plötzlich von Trompetengeschmetter wider und geriet in Bewegung. Die schnellen Einbäume der Kosaken verließen die Nebenarme und Buchten des Dnjeprs, um bald danach auf den breiten Hauptstrom hinauszugleiten, wo sie Segel setzten, um auf den Flügeln der Brise dem Meer und dem ungewissen Schicksal entgegenzufliegen.

Sie fuhren die ganze Nacht hindurch und versteckten sich in der Morgenfrühe im Uferdickicht unweit der türkischen Festungen Taman und Kasikermen, die sie im Schutz der Dunkelheit in der folgenden Nacht passieren wollten.

Nachdem die Kosaken rundum Wachen aufgestellt hatten, frühstückten sie Dörrfleisch mit Ssalamacha und legten sich schlafen, die einen in die Boote, andere ins Ufergras, wo sie nach dem tüchtigen nächtlichen Rudern auch bald einschliefen.

Nur Chmel konnte nicht schlafen und schickte für alle Fälle Späher aus, um die Lage zu erkunden.

Auch Petro Nepran blieb wach. Er lag im Gras und schaute zum Himmel. Die Wolken zogen wie Kosakenboote dahin . . . Nepran sah gleich ein riesiges schwarzes Ungeheuer — die Tatarenhorde — über die Steppe jagen . . . sie führte Gefangene mit. Durch die glühende, endlose Steppe schlepten sich Scharen von jungen Mädchen, und der Himmel ließ ihre Tränen als Regen auf die Erde niedergehen. In dieser stöhnenden Menge erblickte Nepran auf einmal seine Uljana! Er sprang auf die Füße und fiel wieder auf die Erde, als er feststellte, daß ihn eine Luftspiegelung durch ein Trugbild getäuscht hatte. Rundum schliefen seine Kampfgefährten, im Schilf schaukelten die Boote.

Nepran wollte einschlafen, für eine Weile seinen Schmerz, die nagende Sehnsucht vergessen, die Pein im Herzen löschen,

die sein Gewissen marterte und ihm vorhielt, daß er nicht den tatarischen Menschenjägern gefolgt war, die Uljanas Gut überfallen hatten, sondern zur Saporoger Ssitsch zurückgekehrt und sich dem Seezug angeschlossen hatte. Doch der Schlaf wollte sich nicht einstellen. Er schloß die Lider, trieb die schwarzen Gedanken fort — es war alles vergebens.

Nepran öffnete die schlaflosen Augen und blickte wieder in den Himmel. Nun schien es ihm, daß die Seelen der gefangenen Menschen in traurigen Scharen über den Himmel jagten, all jener Landsleute, die in tatarischer und türkischer Sklaverei nach Freiheit lechzten, deren Gedanken unentwegt die Heimat suchten und sich zurücksehnten. Wie endlos war ihre Zahl! Sie zogen und zogen dahin, ballten sich zu riesigen Wolken zusammen, ließen die Erde von ihrem feuerspeienden Zorn in Donner und Blitz erdröhnen und zerfetzten die Welt . . .

Zwei Späher, die von Kopf bis Fuß vor Nässe trieften, kamen zum Kommandoboot gelaufen, in dem sich Chmel befand. Sie mußten etwas Wichtiges ausgekundschaftet haben.

Nepran lag noch eine Weile, wartete auf das Alarmzeichen, als jedoch keines erklang, erhob er sich und begab sich zum Boot, an dem der Führungswimpel wehte. Draußen herrschte Stille. Chmel und zehn weitere erfahrene Saporoger saßen im Kreis unter einer riesigen Eiche. Als sich Nepran genähert hatte, winkte ihm Chmel, sich zu ihnen zu setzen.

„Man hat uns den Weg versperrt“, erklärte er Nepran.

„Sind Galeeren in die Strommündung eingelaufen, oder haben die Türken ein Gatter errichtet?“

„Nein, sie haben den Strom einfach mit einer Kette versperrt.“

„Was fangen wir jetzt an?“



Chmel zuckte die Achseln. „Wir müssen Kasikermen stürmen und den Dnjepr öffnen . . .“, sagte er nach einer Weile.

„Das ist unklug“, erwiderte der alte Saporoger Iwan, „wir würden dadurch vorzeitig die Krimtataren und Türken aufrütteln und dabei wer weiß wie viele Kräfte verlieren.“

Iwan war ein erfahrener Seefahrer, Nepran erinnerte sich, daß er bei allen Seezügen, die er selbst mitgemacht hatte, dabei gewesen war.

„Wir müssen nachts heranfahen und die Kette mit Hämmern zerschlagen“, riet ein Kosak aus der Runde.

„Jaja, und wenn die Türken die Kanonen abfeuern, landest du auf dem Grund bei den Krebsen.“

„Wir versuchen, die Kette hochzuheben.“

„Oder sie zu versenken!“

„Wir ziehen die Boote auf dem Trockenen hinüber!“

„Wir rufen aus Saporoshe Hilfe herbei!“

„Einige hundert Pferde würden uns helfen, die Boote hinüberzuziehen . . .“

Nepran kam plötzlich die abendliche Inhulsteppe in den Sinn, als er mit Mykola Bodnja den tatarischen Menschenjägern, die das Gut Lyssjanka überfallen hatten, nachgesetzt und dabei eine Herde Tarpane mit einer tatarischen Rotte verwechselt hatte. Dieses Erlebnis brachte ihn auf eine Idee.

„Wie wär's, wenn wir erst Baumstämme gegen die Kette loslassen?“

„Das ist's!“ rief Chmel aus.

„Wozu denn?“ fragte Iwan düster. „Meint ihr etwa, die Stämme würden die Ketten durchreißen?“

„Zumindest werden sie Lärm verursachen, die Türken werden zu schießen anfangen und dabei selbst die Kette zer schlagen. Wenn sie es nicht fertigbringen, werden wir ihnen nachhelfen, sobald ihr Kugelvorrat in den Wind geschossen ist“, schloß Nepran seinen Plan.

„Ja, wir befestigen zwei Baumstämme aneinander und setzen auch noch einen Mast auf!“

„Auch Klapperzeug muß angehängt werden, damit es rasselt und klappert, wenn sich die Baumstämme der Kette nähern.“

„Die Baumstämme werden mit Gedröhn gegen die Kette sausen, während wir unhörbar im Schutz der Dunkelheit stromabwärts ziehen werden.“

„Danke, Bruder Nepran“, Chmel umarmte den einfallsreichen Kosaken. „Weck einige Dutzend Burschen, laß sie Eichen fällen und bereitet den Türken diese schöne Überraschung.“

„Hast einen klugen Kopf, mein Junge“, sagte der alte Iwan zu Nepran und blickte ihm in die Augen. „Du wirst es, wenn nicht zum Zepter, so doch zum Oberstzeichen bringen.“

„Ich will lieber bei meiner Bandura bleiben . . .“

Als es dunkel wurde, verließen sie das dichte Ufer, erreichten die Strommitte und fuhren gemeinsam stromabwärts. In der Finsternis trug das Wasser Dutzende, ja Hunderte von Booten, die im gleichen Takt die Riemen einsenkten. Überall hörte man den Atem der Männer, spürte die Entschlossenheit einiger tausend Kämpfer, die den Tod verachtend ins Ungewisse zogen, vom festen Glauben beseelt, den Feind bezwingen zu können.

Plötzlich hielten die Riemen still. Chmels Kommandoboot steuerte nach links ins Schilf hinein. Ihm folgten die anderen Boote bis auf ein Dutzend, die die schweren Eichenstämme mit den aufgesetzten Masten im Schlepptau hatten. Bald lösten sie ihre Lasten und ließen sie stromabwärts ziehen. Die Riemen erzitterten leicht, fielen wie Enten aufs Wasser, und der Strom verwandelte sich sogleich in ruhiges, reines Glas.

Mit verhaltenem Atem hörten die Kosaken den Dnjepr flüstern, die Laute der Nacht und das Zirpen der Grillen, die mit ihrem Gesang die ganze Steppe erfüllten. Ungeduldig warteten sie auf das Gedonner der Geschütze, das nach ihrem Plan einsetzen sollte. In der Stromfestung Kasikermen hatten die Türken reichlich Kanonen, und wenn sie abgefeuert würden, müßte rundum die Erde erdröhnen.

Doch es herrschte weiter Stille. Die Wellen plätscherten leise, das Schilf raschelte an den Ufern, hin und wieder ließ der Ruf eines Nachtvogels die Männer erschauern . . .

„Vielleicht geraten die Baumstämme gar nicht gegen die Kette?“ sorgte sich Mykola Bodnja halblaut. Er war am mei-

sten aufgeregt. Da stand er nun, den Säbel in der rechten Hand, bereit, die Festung oder die Ketten zu stürmen, die sich ihren Plänen in den Weg gestellt hatten.

„Wohin sollen sie sonst geraten?“ meinte Nepran. „Sie werden die Kette unweigerlich treffen.“

„Die Baumstämme könnten auch ans Ufer treiben.“

„Die Strömung zieht sie doch mit.“

„Die Strömung macht zuweilen tückische Wendungen . . .“

„Der Dnjeprstrom gehorcht uns Kosaken! Du wirst es selbst erleben, wie er unsere Boote aufs Meer hinaus trägt. Pst — man hört ein fernes Gedröhn . . .“

„Wird wohl eine Täuschung sein.“

Plötzlich erhellte sich der Himmel vom Aufflackern fernen Geschützfeuers. Dumpfes Gedröhn klang deutlich herüber.

„Es ist gutgegangen!“ rief Nepran mit froher Stimme. „Die Türken sind auf unsere List hereingefallen!“

Wie ein leichter Wind ging durch das Schilf, in dem sich die Kosakenboote versteckt hielten, ein frohes Gemurmel. Die Saporoger lachten sich eins ins Fäustchen, als sie das ferne Gedröhn der türkischen Kanonen vernahmen. Die Türken feuerten aus allen Geschützen.

„Brave Ritter! Sie werden nun dem Sultan einen Bericht schicken, daß sie die Kosaken wie junge Hunde im Strom ertränkt hätten, während wir dem Padischah einen persönlichen Besuch abstatten werden. ‚Guten Tag, Herr Muselman, hast du uns erwartet, Teufelssohn?‘“ witzelte ein Kosak in der Dunkelheit.

„Wären wir drauflos gefahren, ohne uns über die Lage zu erkundigen, befänden wir uns schon im Jenseits“, bemerkte ein zweiter Kosak.

„Wozu haben wir einen Otaman?“

„Unsere Köpfe sind ja schließlich auch nicht hohl.“

„Still, sonst hören uns die Türken!“

„Kosaken, der Otaman mahnt zum Aufbruch!“

„Auf die Bänke! An die Riemen!“ klangen Befehle durch die Nacht.

Das Gedröhn legte sich allmählich. Ein Geschütz nach dem anderen verstummte, bis schließlich Stille einkehrte.

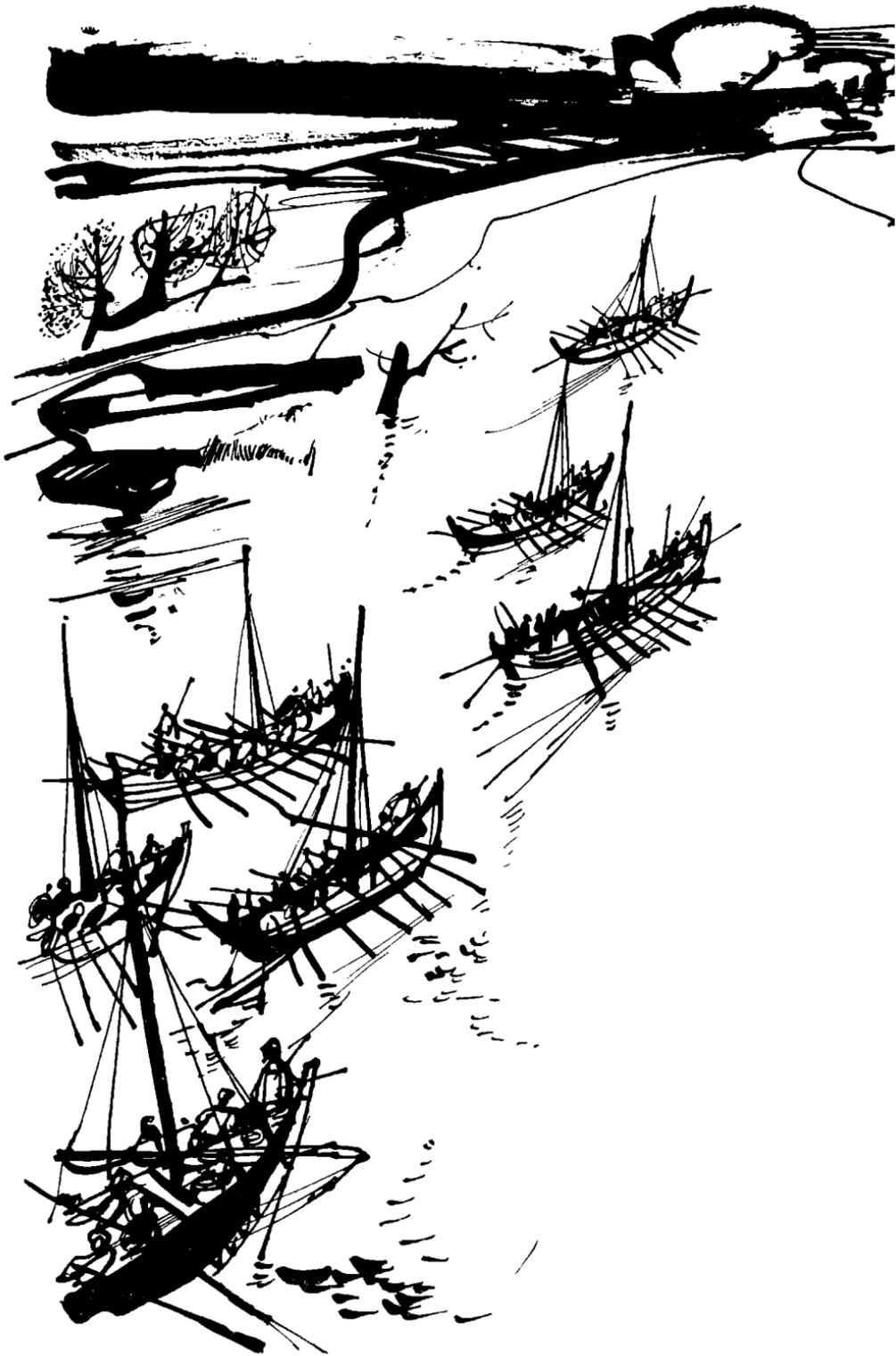
„Vorwärts! Vorwärts!“ klang es vom Kommandoboot herüber.

Paarweise erreichten die Boote lautlos das schnellfließende Fahrwasser, und ohne die Segel zu hissen, flogen sie stromabwärts dem Meer zu.

Eingehüllt in Pulverrauch schimmerte Kasikermen in der Dunkelheit herüber. Die Türken hatten einen glänzenden Kampf bestanden, nun war es keine Sünde, sich auszuruhen und Allah ein Dankgebet emporzuschicken, der seinen Söhnen geholfen hatte, einen solchen Sieg zu erringen. Die Rechtgläubigen daheim konnten nun ruhig schlafen, denn die starken zuverlässigen Tore am Dnjepr schützten sie vor den Kosakenteufeln.

Kasikermen lag auf dem halben Dnjeprweg von Saporoshe zum Meer und war nur eines der Tore, die die Türken als Schutz gegen die Seezüge der Kosaken errichtet hatten.

Die Saporoger glitten unhörbar durch die Dunkelheit und bemühten sich, unbemerkt zu bleiben. Nicht die Angst war es, die sie dazu anhielt, lautlos vorbeizufahren, sondern der Wunsch, ihre Kräfte für den Kampf zu schonen und sie nicht vor dem Ziel aufs Spiel zu setzen.



Aber trotz aller Vorkehrungen wurden sie an der Dnjepr-mündung in der Festung Otschakiw von den Türken erwartet. Hier stand eine Reihe von Galeeren, die die Strommündung dicht abgesperrt hielten. Obwohl es draußen erst dämmerte, schlief niemand mehr in der Festung und auf den Schiffen.

Petro Nepran und Mykola Bodnja beobachteten, wie Chmel die Boote auf die Landzunge Strelnytscha dirigierte. Dort rief er die beiden Kosaken zu sich und gab ihnen den Auftrag, sich an die Festung heranzuschleichen und die Lage zu erkunden.

Die unerfreuliche Kunde über das erneute Hindernis dämpfte die Stimmung der Kosaken. In der Dnjeprbucht gab es keine Möglichkeit, den verräterischen Tag unbemerkt abzuwarten. Die Türken hatten irgendwie vom Herannahen der Kosakenflottille erfahren und mußten Späher und sogar Überfalltruppen am Ufer entlang ausgesandt haben.

Chmel rief alle kampferprobten Kosakenältesten zu einer Lagebesprechung zusammen. Als die beiden Kundschafter Nepran und Bodnja zurück waren, ließ er sie berichten, was sie erkundet hatten.

„Laß uns gemeinsam gegen die Galeeren prallen“, riet Orendarenko voller Feuer, „es bleiben bestimmt nur Splitter von ihnen übrig!“

„Ja, wir müssen sie rammen!“ meinten einige der Ältesten.

„Die Bucht ist eng“, überlegten wieder andere, „wenn wir alle dicht gedrängt angreifen, werden wir ein gutes Ziel für die etwa fünfzig Geschütze der Festung sein. Auch die Galeeren haben eine Menge Kanonen an Bord.“

„Kämpfen wir etwa zum erstenmal?“ fragte einer entrüstet.

„Wir stürmen die Galeeren und erobern die Kanonen . . .“

„ . . . und verlieren eine Menge Kosaken dabei!“

„Ein sinnloser Tod — ist eine schwere Sünde“, meinte Chmel ernst.

„Gib deinen Führungsstab einem anderen und nimm den Weihrauchkessel, Chmel, du eignest dich wohl besser zum Geistlichen als zum Kosakenoberst!“ sagte einer unzufrieden.

„Erst stürme ich Otschakiw, und dann werde ich Geistlicher!“ rief Chmel zornig.

„Na, so was! Wozu brauchen wir jetzt Otschakiw?“ regte sich Orendarenko auf.

„Nepran“, rief Chmel entschlossen, „du nimmst sechshundert Kosaken, je zehn Mann aus den Booten, die in der Mitte fahren, und stürmst mit ihnen die Festung. Du mußt die Festung vom Ufer und von der Steppe her angreifen. Wir helfen euch dann vom Wasser aus.“

„Das ist kein guter Plan“, wandte der alte Iwan ein, „der oberste Otaman hat uns nicht mit diesem Ziel aufs Meer geschickt.“

„Erst müssen wir aufs Meer hinauskommen!“

„Dann laß uns hinausfahren!“

„Das werden wir. Sobald der Ansturm beginnt, wechseln die Galeeren in der Mündung ihre Stellungen, sie werden bestimmt näher an die Festung heranfahren, um ihr beizustehen, und wir . . .“

„Wir werden losschlagen und die Sperre durchbrechen!“ erriet der alte Iwan Chmels Plan.

„Wollt ihr uns etwa in der Steppe zurücklassen?“ fragte Nepran.

„Du mußt die Türken so lange in Schach halten, bis wir durch die Sperre sind, dann eilt ihr uns am Ufer entlang nach.“

„Wir sind keine Tarpane und holen die Boote niemals ein.“

„Wenn euch die Türken ordentlich zusetzen, werdet ihr rennen, daß euch nicht einmal die Wildpferde einholen!“ rief ein Kosak lachend.

„Wir warten auf euch außerhalb der Mündung und lassen keinen einzigen Mann zurück“, versicherte Chmel. „Nun, mit Gott, Nepran! Hier, nimm das Führungszeichen!“ Er reichte ihm den Otamanstab. „Jagt den Türken einen tüchtigen Schreck ein, nehmt die Stadt jedoch nicht ein! Das wäre im Augenblick unnötig.“

Nepran rief Bodnja zu sich und sprang in ein anderes Boot. Bald danach lichteten an die hundert Kosakenboote die Anker und näherten sich in der morgendlichen Dämmerung den Mauern von Otschakiw. Die Kosaken hißten keine Segel, eine starke Strömung trieb sie dem Meer zu, und sie mußten achten, um nicht unter die Galeeren zu geraten.

Petro Nepran saß im ersten Boot, das Otamanszeichen hinter seinem Gürtel. Die Bandura, die ihn sonst überallhin begleitete, hatte er Chmel anvertraut. Aus der Dämmerung tauchten die Festungsmauern und Türme auf, auf die sie nun rasch zufliegen.

Festungsmauern stürmte Nepran nicht zum erstenmal, doch früher war es für ihn nur darum gegangen, draufloszuschlagen, nach vorn zu stürmen, die Mauern hochzukommen. Heute indes — war er Otaman, dem das Leben und Schicksal seiner Brüder anvertraut war, mit denen er so manches Pud Salz gemeinsam verzehrt hatte. So mancher Kosak würde heute seinen tollkühnen Kopf im Graben, auf dem Schutzwall oder auf der Mauer lassen müssen, wo Kanonen, Säbel und Bogen schon ihrer harrten. So manches grauhaarige Mütterchen würde mit tiefem Schmerz in der Brust ihrem Sohn nachtrauern. Der Rabe

würde in der Steppe aufkrächzen und sich auf die Augen des Kosaken stürzen, die Möwen im Großen Luh würden schreien...

„Nepran, das Ufer!“ Bodnja stieß ihn an.

Petro kniff die Augen zusammen, packte seinen Säbel und sprang als erster auf den weißen Kamm der Schaumkronen.

Lautlos, ohne Lärm und Geklapper, stiegen die beschopften Kämpfer aus ihren Booten, zogen Haken und Leitern hinter sich her, um die Festung von der Steppe aus in einem weit gefächerten Bogen in die Zange zu nehmen.

Die türkische Besatzung auf den Festungsmauern geriet in Bewegung, die Soldaten liefen wie Ameisen hin und her, trafen Verteidigungsmaßnahmen, und bald feuerten auch schon die ersten Geschütze, deren Eisenkugeln sich unheilverkündend in das trockene Wermutkraut der umliegenden Steppe bohrten.

Nepran überzeugte sich erst, ob auch alle Kosaken die Boote verlassen hatten und ob die Zange der Kosaken die Festungsmauern auch eng genug umschloß, ehe er kommandierte:

„Im Laufschrift mit den Leitern vor marsch, marsch!“

Im Dämmerlicht blitzten sechshundert Säbel matt auf, die Erde erdröhnte vom Fußgetrappel der Männer und weckte den Morgen, der feucht auf die Steppengräser niedersank.

Nein, Nepran war nicht blutrünstig, er wünschte niemandes Tod oder Leiden herbei. Aus tiefster Seele war er sanftmütig und gut. Aber Gewalt, Zwang, Ungerechtigkeit empörten ihn aufs tiefste. Seit die Türken sich in der Kosakensteppe festgesetzt, die Krim und die benachbarten tatarischen Horden unterjocht hatten, gab es keinen Frieden, keine Ruhe mehr. Alljährlich zogen die Tatarenkhane mit ihrem Heer in das einst mächtige unermeßliche Reußenland, raubten Menschen und Gut und ließen Zerstörung, Tod und Verwüstung zurück. Nur deshalb

war die Ukraine nicht imstande, sich aufzurichten und das fremde Joch abzuschütteln . . .

Inzwischen hatten die Kosaken den Festungsgraben überwunden und stürmten die Wälle. Nepran warf einen letzten Blick auf die Bucht: was dort vor sich ging, hätte ihn erschrecken müssen, wäre es nicht eingeplant gewesen. Die Galeeren, die noch kurz zuvor die Strommündung versperrt hielten, hatten ihre Stellungen in der Bucht verlassen, näherten sich der Stadt und gingen vor den Festungsmauern vor Anker. Nun waren sie dabei, das Feuer auf die Gräben und Schutzwälle zu eröffnen, wo die Saporoger sich gerade anschickten, die Mauern zu stürmen. Noch eine kurze Weile — — die Boote würden bald losschlagen und die letzten Hindernisse aus dem Weg räumen, die sich ihnen entgegengestellt hatten. Dann konnte Nepran den Rückzug antreten . . .

Aber warum zog sich alles so lange hin? Er hatte schon so viele Kämpfer verloren! Es wurde höchste Zeit, daß die Boote durchkamen. Für seine Männer gab es indes nur eine einzige Rettung: anzugreifen. Sobald sie dem Feind von Angesicht zu Angesicht gegenüberstanden, mußten auch die Geschütze verstummen.

„Vorwärts, Brüder, auf die Mauern!“ Nepran feuerte seine Leute an und sprang als erster auf eine aufgestellte Leiter. Bodnja keuchte hinter ihm her und blieb ihm auf den Fersen.

Krachen, Gestöhn, Schüsse — alles verschmolz in ein einziges Kampfgetöse. Unter dem Hagel von Kugeln, Pfeilen und Geschossen stürmten die Saporoger immer höher und höher, stürzten, erhoben sich und kletterten wieder nach oben.

Schon lag eine Reihe gefallener Kosaken im Graben und auf dem Wall, als Petro Nepran und Mykola Bodnja ihre Säbel mit



dem Feind kreuzten. Als erster flog ein reich gekleideter Türke in den Graben, der sich bemüht hatte, ihre Leiter hinabzustoßen. Daraufhin stürzte sich eine Gruppe Janitscharen auf die beiden Gefährten, doch sie zogen ihre Pistolen, schossen und sprangen mitten zwischen sie. Immer weitere Kosaken waren ihnen auf der Leiter gefolgt, auch linker Hand erkannte Nepran einige Kosakenschöpfe, die nach oben gestürmt waren. Die

Türken gerieten allmählich in Unordnung und begannen zu fliehen.

„Der Kosakenschof soll mir ausfallen, wenn ich auch nur einen dieser Hundesöhne am Leben lasse!“ zischte Bodnja durch die Zähne und schwang seinen Säbel so geschickt, daß Nepran immer mehr den Eindruck gewann, ihm schon in einem Scharmützel begegnet zu sein.

„Du verstehst zu mähen, mein Sohn“, rief der alte Iwan Bodnja zu, denn auch er befand sich schon auf der Mauer.

„Weil du so gut zahlst, Väterchen. Für ein Dutzend Türken ein Gläschen Schnaps und den Schwanz eines Weißfisches!“

„Wenn du mal reich wirst, vergiß auch mich Armen nicht!“

„Wie sollte ich das, du wirst mir den Rock flicken.“

„Das wird aber ein Leben!“

„Nepran, die Boote sind durch die Sperre!“ klang es vom Turm, wo eine türkische Fahne flatterte. „Sie fliegen aufs Meer hinaus, die Galeeren brennen!“

„Jungens, nehmt die Fahne vom Turm, werft die Geschütze in den Graben, und zurück!“

Auf den Festungsmauern machten sich nur noch Kosaken zu schaffen. Sie blickten in die Tiefe, wo die Stadt lag, und zauderten einen Augenblick. Es kostete sie Überwindung, diese Nuß angeknackt zurückzulassen. Die Kämpfer seufzten schwer und begannen sich zurückzuziehen, wobei sie ihre Toten und Verwundeten mitnahmen.

Der unermüdliche Bodnja hatte einen Türken erwischt, der irgend etwas von Wesir, Istanbul, Serail und Padischah vor sich hinstammelte.

Bis zu der Stelle, wo die Boote auf sie warteten, waren es einige Meilen. Erhitzt von dem kurzen, aber erbitterten Kampf

schritten die Kosaken schnell aus. Lichterloh brannten die schwimmenden Festungen der Galeeren, die nun die Strömung ins Meer hinaustrieb. Auch in der Vorstadt waren zwischen Gärten und Weinrebenhängen etliche Häuser in Brand geraten.

Sie befanden sich schon hinter Otschakiw und der kaum sichtbaren Landzunge, die der Festung gegenüberlag, als sie selbst sehen konnten, wie zwischen Festung und Landzunge die letzten Boote hindurchglitten. Mit weißen Segeln schossen sie rasch hinaus aufs blaue Meer.

„Und wenn sie uns hier zurücklassen?“ fragte Bodnja beunruhigt, als er das letzte Kosakenboot erspähte, das den Schluß der Flottille bildete.

„Dann werden wir ihnen eine Weile nachweinen und uns als Knechte verdingen!“ begann ein Kosak schon wieder zu scherzen.

„Du weißt gar nicht, wie nett die Türkinnen sein können!“

„Ja, ja, wenn du betrunken heimkommst, tobt und zankt sie, und du nimmst an, daß sie von Liebe spricht!“

„Mykola, wirf deinen Säbel weg und geh als Knecht, dabei kommst du bestimmt nicht um!“ zog jemand Bodnja auf.

„Brüder!“ Mykola wurde wütend, „wenn ich auch gutmütig bin, so soll mir der Schopf ausfallen, wenn ich euch nicht die bösen Zungen abschneide!“

„Das ist unritterlich, Worte beantwortet man nicht mit Stahl!“ meinte Iwan.

„Nur wer unrecht hat, fürchtet sich vor Worten“, sagte ein anderer Kosak.

„Auch wer stumpfsinnig ist!“

„Und ein Dummkopf dazu!“

„Ich vertrag's nicht, Väterchen!“

„Dann geh als Haremswächter!“ setzte man ihm weiter zu.
„Harem! Harem!“ stammelte der gefangene Türke und zeigte auf seine Brust.

Nepran näherte sich ihm und fragte ihn auf türkisch: „Bist du aus Otschakiw?“

„Nein, ich bin aus Istanbul! Ich bin Aufseher im Harem des Sultans!“

„Oh, einen wichtigen Vogel haben wir da gefangen“, freute sich Nepran und hoffte sogleich etwas über seine geraubte Uljana und ihren Vater zu erfahren. „Was suchst du hier?“ fragte er.

„Ich suche schöne Mädchen für den erlauchten Sultan aus.“

„Hast du welche gefunden?“

„Gewiß. In der Ukraine ist jedes zweite Mädchen schön.“

„Sind die Mädchen noch in Otschakiw?“

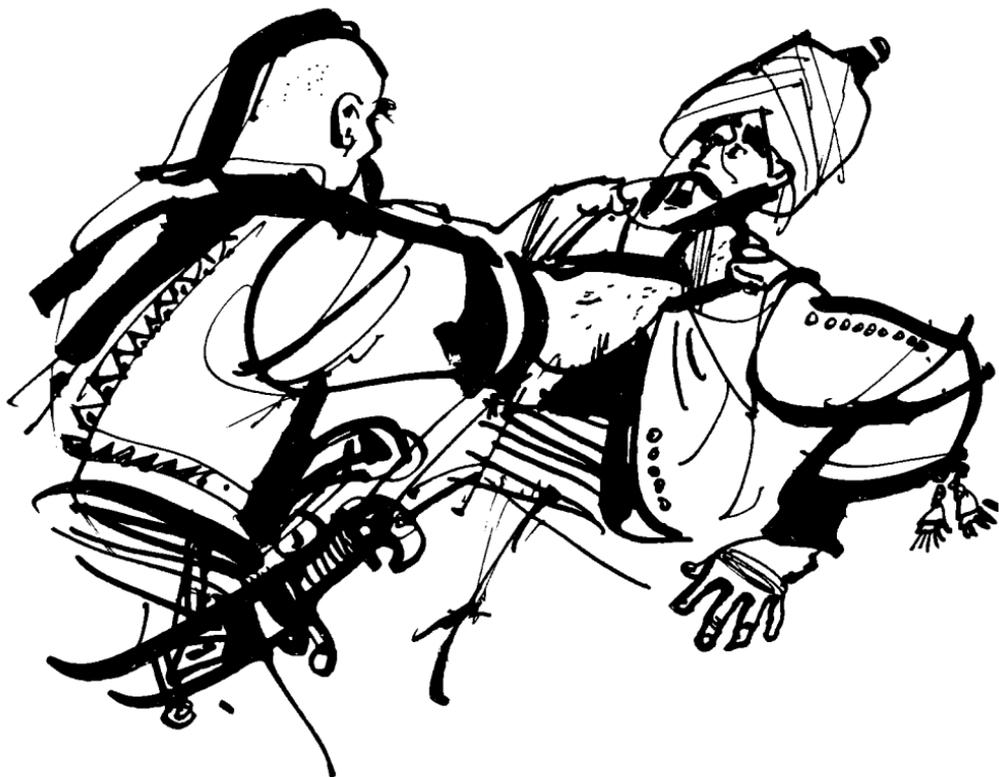
„Nein, sie sind schon auf dem Meer unterwegs nach Istanbul.“

„Hast du unter diesen unglücklichen Mädchen ein hellblondes gesehen, das Uljana gerufen wird? Die Tataren haben sie auf dem Gut Lyssjanka geraubt . . .“

„Warum sollten die Mädchen unglücklich sein?“ entgegnete der Haremswächter wütend. „Sie sind überglücklich, weil sie den erlauchten Sultan, den Stellvertreter unseres Propheten, mit ihren eigenen Augen sehen und seine Liebe kennenlernen werden.“

„War Uljana dabei oder nicht?“ Nepran packte den Türken an der Brust.

„Aman! Erbarme dich!“ schrie der Ärmste. „Die Blonde aus Lyssjanka war dabei. Der Mursa von Budgiak hat sie persönlich gebracht. Wahrlich, sie gleicht einer weißen Rose!“



„Wo ist sie?“

„Auf dem Meer, die Arme des Padischahs erwarten sie. Solch eine Gazelle wird sich das Herz der Pforte unterjochen und für ewig . . .“

„Genug!“ schrie Nepran und schüttelte den Haremsaufseher wie einen Birnbaum. „Wann ist die Galeere in See gegangen?“

„Tataren in der Steppe!“ hörte man plötzlich laut rufen. Die Saporoger hielten inne, stellten sich rasch in dreifacher Schlachtreihe auf, drehten sich der Steppe zu und zogen die Hähne ihrer Musketen.

Die Tatarenhorde kam wie eine Wolke herangeflogen. Von Augenblick zu Augenblick wuchs das Getrappel der unzähligen Hufe an, die Gewitterwolke, die sie mit zwei Flügeln von

Osten und Westen umfassen wollte, vergrößerte sich zusehends. Die Schlachtreihe der Kosaken wölbte sich zu einem Bogen, damit ihr die Tataren nicht in die Flanken hineinrennen konnten.

Nepran befahl Bodnja, rasch bei Chmel um Hilfe nachzusuchen.

„Ich soll dem Kampf entfliehen?“ fragte Bodnja wütend.

„Lauf, schnell!“ Nepran packte den Gefährten, „du siehst doch, hier in der offenen Steppe haben wir weder einen Schutzwall noch eine Wagenburg. Wenn die uns vom Meer nicht zu Hilfe eilen, bleibt kein einziger Mann am Leben.“

„Wozu haben wir denn Säbel?“ Mykola Bodnja wollte nicht nachgeben.

„Sie erledigen uns mit ihren unzähligen Pfeilen.“

„Dann lieber sterben . . .“

„Lauf!“ schrie Nepran und zog seine Pistole. „Ich erschieße dich sonst wie einen Hund!“

Mykola spie verächtlich aus und lief zum Meer, wo im Schutze eines Felsenufers die Boote auf sie warteten.

„Allah! Allah!“ klang es wild drohend aus der Wolke, und ein dichter Pfeilregen schwirrte den Kosaken entgegen. Ein sinnloser Tod stand ihnen bevor, denn sie konnten sich weder verstecken noch verteidigen. Die einzige Rettung war, dem Feind entgegenzurennen und aus allen Musketen zu feuern.

„Bewach den Haremsaufseher!“ Nepran übergab den Türken einem Kosaken, trat in die erste Reihe und forderte seine Männer auf: „Im Laufschrift vor und Feuer!“

Die Schlachtreihe der Kosaken stampfte das trockene Steppegras nieder und warf sich dem Feind entgegen. Dann hielt sie inne, die Männer aus der ersten Reihe erhoben die Muske-

ten, feuerten und reichten die Waffen nach hinten. Dort hielt man ihnen schon geladene Musketen bereit, die sie nun wieder abfeuerten. Dann folgte ein dritter und ein vierter Bleikugelregen . . .

Die Tataren parierten die Pferde, teilten sich in kleinere Gruppen, nachdem viele von ihnen zu Boden gestürzt waren. Dann wendeten sie rasch und verschwanden in der Steppe.

Nepran atmete auf. Die Saporoger wollten sich schon nach vorne stürzen, um die reiterlosen Pferde einzufangen, doch Nepran erhob seinen Otamanstab und befahl ihnen zurückzubleiben. Nur zu gut kannte er die Taktik der Tataren, um nicht zu wissen, daß der Kampf noch nicht zu Ende war.

„Zum Meer! Im Laufschrift zum Meer!“ kommandierte er seine Kosaken. Ohne ihre Kampfordnung aufzulösen, marschierten die Kosaken zum Ufer, wobei sie die Steppe im Auge behielten.

Als Nepran den jungen Kosaken erblickte, dem er den Türken anvertraut hatte, fragte er ihn, wo der Gefangene geblieben sei.

„Er steht schon vor seinem Propheten. Ein Pfeil der Tataren traf ihn mitten in die Brust!“

„Solch ein Pech!“ seufzte Nepran, der gehofft hatte, etwas mehr über die verschifften Sklaven zu erfahren.

„Da, die Tataren wieder!“ schrie der alte Iwan laut.

Wie die dunkle Nacht flog drohend die Horde auf sie zu. Die Sonne näherte sich ihrem Untergang, der Wind hatte den aufgewirbelten Staub weggeweht.

Die Saporoger stellten sich wieder in ihrer dreifachen Schlachtreihe dem Feind entgegen und beobachteten zunächst die Horde, die auf Schußweite herankommen mußte. Die einen



flüsterten noch rasch ein Gebet, andere wieder schielten zum Meer, das zu sehen ihnen nicht vergönnt schien.

Nepran erlebte nicht zum erstenmal solch einen Ansturm einer Tatarenhorde, doch früher hatte ihn nur seine eigene Muskete, der Säbel und die Kameradentreue gekümmert. Heute waren ihm all diese Kosaken anvertraut, die nun auf der Waagschale der Fortuna lagen. Ihm fiel wieder nichts anderes als der Bleihagel der Musketen ein, es war das einzige, was die Horde zum Stehen bringen konnte.

„Im Laufschrift vor und Feuer!“ kommandierte Nepran abermals.

Er warf sich als erster dem Pfeilregen entgegen. Doch plötzlich geriet er ins Staunen: die Horde hielt inne, zerfiel in einige Gruppen, drehte auf der Stelle um und verschwand wieder in der Steppe.

Als sich der Staub legte, den die Tataren aufgewirbelt hatten, erblickten Nepran und seine Gefährten, daß Hilfe für sie herbeieilte. Die Kosaken kamen nicht vom Meer, sondern von der Seite, da sie geplant hatten, den Tataren den Rückzug abzuschneiden. Ihnen voran lief Bodnja, der sich vergeblich bemühte, die fliehenden Steppenreiter einzuholen. Er sprang wie ein wilder Bock über die Steppe und rief etwas laut vor sich hin.

„Mykola, laß die Tataren in Frieden, du holst dir beim Rennen sonst einen Bruch!“ riefen ihm die Kosaken zu. Sie scherzten schon wieder, als hätten sie nicht noch kurz zuvor dem Tod ins Auge geblickt.

Um keine Zeit zu verlieren und die gefallenen Gefährten nicht dem Feind zurückzulassen, wurden diese in die Boote geladen und später ins Meer versenkt. Die Bestattung ging in Eile ohne Litanei und Gebet vor sich: wer für die Heimat

starb, blieb heilig in alle Ewigkeit. Sie banden den Toten Bleikugeln an die Füße und übergaben sie dem Meer. Auf seinem Grund würden sie Gesellschaft genug finden und nicht traurig sein. Nicht umsonst nannte man diese endlose Himmelsbläue das Kosakenmeer.

Als die Bestattung zu Ende war und der Nordwind die Boote weit ins Meer getrieben hatte, nahm Nepran seine Bandura, setzte sich neben die Kanone am Bug und berührte die Saiten des Kosakeninstruments. Sehnsuchtsvoll erklangen sie unter seinen Fingern — es war, als riefen die Dnjeprmöwen, die klagenden Seelen der gefallenen Kosaken.

Nepran sang wortlos, mit gramerfülltem Herzen und zugleich froh darüber, daß der erbitterte Kampf beendet war und sich nichts mehr den Kosakenbooten auf ihrem Zug zum Bosphorus entgegenstellen konnte.

Der Seeweg war glatt, weit und frei, bewegt von einem kräftigen Nordwind. Masten und Tauwerk summten wie Saiten, die Riemen knarrten, während sie die Meeresbläue zerschnitten und Garben funkelnder Tropfen zerstäubten.

Die leichten, wendigen Bootsflottillen der Kosaken waren auf dem Schwarzen Meer den Stürmen und den Angriffen türkischer Galeeren ausgesetzt. Genaue Berechnung der Winde, rasches Handeln und Unerschrockenheit waren Bedingung, um Istanbul zu erreichen.

Sturmnacht auf dem Schwarzen Meer

Für den Kosaken waren Tod und Wunden etwas Alltägliches. Wenn er seine gefallenen Gefährten lange beklagt und alle Säbelspuren am eigenen Leib beachtet hätte, wäre ihm keine Zeit geblieben, seine Feinde zu schlagen, geschweige denn zu essen oder ein Lied zu singen.

Der Wind auf dem Schwarzen Meer war stärker geworden, und die Ruderer hatten die Riemen beiseite gelegt, um sich Trockenfisch und Zwieback vorzunehmen, die ihre Hauptnahrung während des Seezuges ausmachten.

Orendarenko hatte seinem Nachbarn, dem etwas mitgenommenen, aber noch rüstigen alten Iwan, das Steuer übergeben und rief laut, damit ihn alle hören konnten:

„Nun, meine jungen Helden, weshalb laßt ihr die Schnurrbärte hängen wie die Welse am Ufer? Habt ihr etwa Angst vor den Türken bekommen?“

„Schade um die gefallenen Gefährten . . .“, murmelte eine Stimme.



„Das war nur der erste Kampf, sind nur die ersten Verluste gewesen ...“, sagte der Otaman Orendarenko sorgenvoll. „Keiner von uns weiß, wer zurückkommt und die geliebte Kosakenmutter, unsere Saporoger Ssitsch, wiedersieht ... Doch ist es etwa zum ersten Mal, daß wir dem Tod ins Auge blicken und das blaue Meer durchpflügen?“ Orendarenko hob seine Stimme, als hätte er eine höhere Saite angeschlagen. „Die Muselmanen sollen sich sorgen, während sie auf unsere Rache warten ...“

„Die Pest hole sie!“ knurrte Iwan; das war sein Beitrag zur Rede des Otamans.

Tymisch Orendarenko verzog unmutig das Gesicht, weil der alte Kosak seine glühende Ansprache unterbrochen hatte. Die Saporoger aber lächelten und lenkten ihre Aufmerksamkeit

auf Iwan. Der Alte verstand es, lustige Erlebnisse und Lügenmärchen zu erzählen, und war bekannt als einer der größten Spaßvögel, mit denen die Saporoger Ssitsch so reich gesegnet war wie die Steppe mit Gras.

„Burschen, war das etwa ein Kampf?“ rief der Alte und strich sich über den Schnurrbart. „Früher, ja, da hat es noch Kämpfe gegeben!“

„Ist es schon lange her?“

„Nein, vor vierzig oder fünfzig Jahren, als Kukuweka noch bei uns auf Saporoshe Heerführer war.“

„Erzählt mal davon . . .“

„Ohne Schnaps geht das leider nicht . . .“, meinte der Alte verschmitzt und zwinkerte Tymisch Orendarenko zu.

„Wer Schnaps trinkt — ins Wasser mit ihm!“ rief der Otaman zornig, als wäre seinen Kosaken dieses strenge Gesetz unbekannt.

„Nun, ihr Herren, wir haben eben Glück, einen Otaman mit Verstand zu haben. Nichts zu machen, dann muß ich halt ohne Schnaps erzählen . . .“

Die Kosaken lächelten in den Bart und setzten sich bequemer hin. Der Alte holte weit aus und erzählte ihnen schließlich die Schnurre, wie Kukuweka die Tataren mit einer Kanonade von Teigklößen besiegte. Manche Kosaken beantworteten Iwans Geschichte mit ärgerlichem Lachen, doch sie hatte geholfen, die Stimmung aufzulockern.

Bodnja, der die Saporoger Lügenmärchen noch nicht kannte, lachte aus voller Brust und konnte sich nicht beruhigen. Durch das ganze Boot ging ein leichtes Zittern.

„Hör auf, Bodnja, sonst kippen wir um!“ rief Nepran ihm zu, obwohl ihn Bodnjas Lachen belustigte.

„Oder die Türken hören es!“ meinte einer der Kosaken.

„Oder du rufst einen Sturm hervor!“ ein anderer.

Als die Kosaken darauf unwillkürlich zum fernen Horizont schauten, stellten sie beunruhigende Veränderungen fest. Die Wellen liefen wie weißmähnige schnelle Pferde über das Meer, die Sonne hatte sich hinter grauen Dunst versteckt, und der Wind zerrte immer stärker an den Segeln.

„Tymisch, wir bekommen Sturm“, sagte Nepran zum Ota-man.

„Das sind die Türken aus Otschakiw. Die blasen so mächtig, damit wir schneller beim Sultan eintreffen . . .“

„Oder auch im Teufelsrachen . . .“

„Bei dem herrscht heute sowieso großes Gedränge, denn bis er die Muselmanen, die wir ins Jenseits befördert haben, in der Hölle einordnet, sind wir längst durch den Bosporus . . .“

Ihr Boot lief am Schluß der Kosakenflottille. Wie ein weißes Wolkengebilde glitten dreihundert Segelboote vor ihnen her. Das Schwarze Meer hatte noch nie zuvor so viele Kosakenboote auf einmal gesehen. Der Saporoger Hetman Taras Trjasylo führte zugleich einen Schlag gegen die polnische Krone, indem er einen solchen Seezug gegen Istanbul unternahm. Nepran spürte bei diesem Gedanken eine innere Erregung, denn er freute sich, daß seine ukrainische Heimat allmählich zu Kräften kam und sich anschickte, das fremde Joch abzuschütteln.

Schnell senkte sich eine undurchsichtige Nacht über das Meer. Von Chmels Kommandoboot wurde der Befehl durchgegeben, weiter Kurs auf den Bosporus zu halten. Geisterhaft glitten die Boote, begleitet vom pfeifenden Wind, in die Finsternis . . . Die Einsamkeit, das Dunkel, das Rauschen der Wellen bedrückten die Gemüter der Kosaken.

Schließlich versank alles in völlige Finsternis. Weder Mond noch Sterne am Himmel oder ein Licht im Diesseits. Es gab nur das Boot und die Finsternis ringsum.

Die Saporoger legten sich kräftig in die Riemen und hörten dem unheimlichen Brausen des Meeres zu. Die Wellen klatschten gegen das Schanzkleid, die mit geflochtenem Schilf erhöhten Bootswände.

Wer von den Kosaken erfahrener war, schlief bereits. Auch Nepran war längst eingeschlafen, doch Mykola Bodnja hatte seine Schulter gepackt und bedrängte ihn mit Fragen. Er wollte wissen, ob es noch schlimmer werden könne und sie lebend das Ufer erreichen würden. Wie hätte Nepran die Gelegenheit auslassen sollen, den Landwehrkosaken aufzuziehen?

„Im Sturm kann so manches passieren“, meinte Nepran, „mal gehen die Boote unter, mal nicht . . .“

„Gehen denn viele unter?“

„Jedes zweite Boot . . .“

„Können wir etwa auch untergehen?“ fragte der Riese mit bebender Stimme.

„Wie ist die Reihenfolge?“

„Wir sind das letzte Boot . . .“

„Und wie viele Boote sind wir insgesamt?“

„Dreihundert.“

„Ja-a“, zog Nepran seine Antwort in die Länge, „wenn Chmel untergeht, bleiben wir oben . . .“

„Was hat denn Chmel damit zu tun?“

„Er sitzt im ersten Boot, wir sind das dreihundertste. Wenn jedes zweite untergeht . . .“

Bodnja schwieg eine Weile und meinte sorgenvoll: „Also müssen wir untergehn?“

„Warum meinst du das?“ fragte Nepran, der nur mit Mühe das Lachen verkneifen konnte.

„Petro, wo hast du so etwas gesehen, daß der Anführer untergeht und sein Heer heil davonkommt?“

Nepran lächelte. Bodnja zitterte wie Espenlaub, doch der gesunde Menschenverstand hatte ihn noch nicht ganz verlassen.

„Mach dir keine Sorge, Mykola“, sagte Nepran ruhig, „der Sturm kann sich legen, und alle Boote werden heil bleiben . . .“

„Meinst du?“ fragte Mykola froh. „Wenn wir nur das Ufer erreichen könnten!“

„Welches Ufer?“ fragte Nepran und schien zu staunen. „Fährst du etwa zurück nach Saporoshe?“

„Nein, das Ufer, das wir ansteuern.“

„Dort gibt es kein Ufer.“

„Wieso nicht?“

„Es gibt eben kein Ufer. Das ist doch kein Strom wie der Dnjepr. Das Meer hat doch nur ein Ufer . . .“

„Das ist nicht möglich!“

„Wirklich!“

„Worauf gehen denn die Türken herum?“ fragte Bodnja.

„Sie gehen nicht, sie schwimmen.“

„Wie die Karpfen?“

„Genau. Und sie laichen im Wasser.“

„Zum Teufel mit dir!“ rief Orendarenko dazwischen. „Machst den Burschen noch ganz wirr im Kopf!“

Ein Knall ertönte über ihren Köpfen.

„Das Segel!“ rief Nepran und sprang auf, um das steife Tuch einzuholen. Bodnja wollte ihm helfen, doch kaum war er auf den Beinen, als er das Gleichgewicht verlor; er suchte vergeblich nach Halt und plumpste ins Meer.



„Die Leiter her und ein Tau, Jungs!“ rief Nepran im nächsten Augenblick. Er wußte, daß es sinnlos war, daß man Bodnja kaum helfen konnte; doch er durfte nichts unversucht lassen, und koste es sein eigenes Leben.

Nepran warf seinen Säbel ins Boot und band sich das Tau um. Das Ende knotete er an einer Sprosse der Leiter fest, die man ihm herausgeschoben hatte.

„Lebt wohl, Jungs“, rief Nepran, „paßt gut auf meine Bandura auf!“

„Petro, wo willst du hin, du wirst ertrinken, Mann!“ Orendarenko packte ihn und hielt ihn fest. „Du wirst zusammen mit dem Dummkopf untergehen, wir können nicht auf euch warten!“

„Nicht mit dem Dummkopf, mit meinem Blutsbruder!“

Nepran legte sich lang auf die Sprossen, faßte die Holme und spürte plötzlich, wie er hinunterflog. Ein Schlag, und er war im Wasser. Er bewegte die Beine, die ihn wie Steine in die Tiefe zogen. Er rief in die Finsternis:

„Bodnja-a! Wo bist du-u?“

Er horchte in die Finsternis hinaus, doch es war kein Laut zu vernehmen außer dem Wind und dem Klatschen der Wellen. Obwohl der Wellengang ziemlich stark war, empfand er nach der raschen Fahrt im Boot und dem Sausen des Windes im Segel die Stille wie in einem ruhigen Winkel. Wäre nicht seine nasse Kleidung gewesen und das Bewußtsein, daß kaum Hoffnun bestand, aus diesem finsternen Grab wieder herauszukommen, hätte sich der Kosak sogar ganz wohl gefühlt.

„My-ko-la-a Bodnja-a!“ rief Nepran abermals. Wenn er den Gefährten nicht fand, wozu hatte er dann überhaupt das Boot verlassen? Vielleicht konnte Bodnja überhaupt nicht schwimmen und war sofort untergegangen? Aber nein, er stammte aus Tscherkassy am Dnjepr und war am Stromufer groß geworden. Die Burschen dort schwammen wie Hechte . . . Nepran lächelte bitter, als er sich an das Boot erinnerte, das schon weit weg sein mußte.

Wenn der Mast gehalten hatte und das Segel nicht eingeholt worden war, mußte das Boot an die zwei Werst zurückgelegt haben.

Er horchte in die Finsternis hinaus, stemmte sich etwas mit den Armen hoch und rief abermals laut nach dem Gefährten. Vergeblich . . . Und das Boot mußte schon ganz weit weg sein.

„Mykolaaa Bodnjaaa!“ drang es in die schwarze Wüstenei hinaus. „Schwimm hierher, Mykolaaa!“

Nepran schaufelte mit den Armen und bemühte sich, gegen Wind und Wellen anzukämpfen, damit die Leiter nicht fortgetrieben wurde . . . Wenn er Bodnja nur finden könnte, zu zweit würden sie sich schon etwas einfallen lassen. Obwohl er sich gar nicht vorstellen konnte, was ihnen einfallen könnte. Doch zu zweit war auch der Tod leichter zu ertragen. Spaßiger — würde der alte Iwan sagen. Ein merkwürdiger Alter! Einmal hatte er ihnen von der Sintflut erzählt, da wären sie beinahe umgekommen vor Lachen. Der Geistliche von Saporoshe, der die Geschichte mitangehört hatte, spuckte dabei voller Abscheu aus, bekreuzigte sich und ging von dannen. „Gott hatte die Sintflut über die Erde geschickt“, hieß es da, „es regnete arm-dick herunter . . . Den ersten Tag regnete es vierzig Tage und Nächte, den zweiten Tag regnete es vierzig Tage und Nächte . . .“ Gott, welch ein Unsinn ihm in den Kopf kam! Nur zu leicht konnte man dabei den Verstand verlieren . . . Ob das Ufer weit weg war? Oder gab es für die Kosaken nur ein Ufer, wie er es Mykola erzählt hatte? Was bedeutete ihnen das jenseitige Ufer? Gefangenschaft, Sklaverei. Lieber gleich sterben! Er brauchte nur die Leiter loszulassen und langsam in die Tiefe zu sinken. Die Mutter bringt jeden nur einmal zur Welt . . . Ja, wenn man es ihr erzählen wird, wird sie ihm nachtrauern . . . Nein, die Mütter vergessen nie ihre Kinder. Sie warten unaufhörlich, hoffen und sind unmerklich für alle Zeiten mit ihren Kindern verbunden. Mit den toten und den lebenden.

„Mykolaaa, hier-heeer!“ flehte Nepran in die Nacht, in den Sturm hinaus. Er horchte, nur von dem einen Wunsch erfüllt, die Stimme des Gefährten zu vernehmen. Aber die Finsternis schwieg. Sie rollte die Wellen und ließ den kalten Nordwind aufheulen . . . Bruder Nordwind, der Seewind der Kosaken,

stand den Kämpfern bei. In zwei Tagen würden die leichten Boote am Bosphorus sein! Ob ihnen auch das Kampfglück genauso treu beistehen würde?

Nepran horchte und rief wieder laut:

„O-ho-ho, ich bin hier, Mykolaaa, Bruderherz!“

Wenn Bodnja am Leben war, mußte er ihn hören. Wenn nur der Wind für einen Augenblick aufhören wollte . . .

Nepran verlor allmählich die Hoffnung, den Gefährten in dieser nächtlichen Wüste zu finden. Doch je weniger Hoffnung ihm verblieb, um so weniger wollte er so sinnlos sterben, ganz am Anfang des Weges, den Taras Trjasylo beschritten hatte, um die Ukraine zu befreien.

Nur mit einem Augenwinkel, nur eine kurze Zeit wollte er das große Wunder erleben, sein Volk sehen, wie es die Fesseln der Hände und Seelen herunterreißen würde. O Gott, so lange warten, um jeden freien Atemzug kämpfen — und so unvermutet sterben, wenn die Heimat deine Arme, dein Herz braucht, wenn die langersehnte Freiheit sich langsam wie der Morgenstern am Horizont erhebt . . .

Nepran wußte nicht, ob er weinte oder das salzige Wasser in den Augen brannte. Er stemmte sich wieder hoch und rief in die schwarze Finsternis, als wollte er nicht den Gefährten retten, sondern erwartete Rettung aus dessen Händen:

„Hier! Hierher, Mykolaaa!“

„Weshalb schreist du so?“ hörte er Mykolas heisere Stimme neben sich.

Nepran glaubte den Verstand zu verlieren. Er bemühte sich, das Rauschen, den Schmerz in seinem Kopf und die vielen Gedanken, die sich ungewollt eingestellt hatten, auseinanderzuhalten.

„Bist du's, Nepran?“ hörte er es wieder neben sich.

Er öffnete die Augen und sah in der Entfernung zweier Leitersprossen einen Kopf, der heftig keuchte.

„Mykola!“

„Nun?“

Außer sich vor Freude kroch Nepran zum Gefährten, legte den Arm um seinen Nacken und preßte seinen Kopf an sich.

„Bruderherz, klettere rasch zu mir herauf! Wo warst du nur so lange?“

„Ich war dabei, deine Galeere einzuholen!“

„Hast du mich rufen hören!“

„Ja.“

„Warum hast du mir nicht geantwortet?“

„Vor Schreck hatte ich einfach die Stimme verloren! Ich schrie und schrie, doch es kam kein Ton heraus.“

Nepran half dem Gefährten, auf das armselige Floß zu klettern, merkte aber, wie er selbst dabei unterging.

„Zwei Mann sind für die Leiter zuviel“, sagte Bodnja schmerzerfüllt. Er wollte schon wieder ins Wasser zurückgleiten, als Nepran ihm zurief:

„Bleib liegen, ich gehe runter. Du mußt dich ein wenig ausruhen . . .“

„Hu, wie bequem!“ sagte Bodnja nach einer Weile. „Du bist mit der Leiter ganz bequem ins Wasser gefallen . . .“

„Nicht so ungeschickt wie jemand, der wie ein Frosch ins Wasser geplumpst ist . . .“

„O je“, sagte Bodnja wütend, „auch hier willst du mich noch aufziehen? Ich war schön dumm, daß ich zu dir geschwommen bin . . . du hast ja wie am Spieß geschrien, und ich dachte mir, es stünde ziemlich schlimm um dich, und wenn ich mich nicht

beeilte, würdest du untergehen . . . Wie weit ist es denn hier vom Ufer?“

„Wir sind mitten im Schwarzen Meer.“

„Wirklich?“ fragte Bodnja erst nach einer ganzen Weile. „Werden uns die Boote suchen?“

„Kaum. Der große Sturm, dann die Nacht. Außerdem haben die Türken aus Otschakiw nach Istanbul Bescheid geschickt, daß unsere Boote unterwegs sind. Sie müssen sich also beeilen und überraschend zuschlagen.“

„Und wir sollen hier sterben?“

„Sterben können wir immer noch.“

Mykola schwieg, betroffen von der ausweglosen Lage. Nach einer Weile sagte er zornig: „Wegen dir und deiner Zunge bin ich in die Saporoger Ssitsch und hierher geraten!“

„Wegen einem Paar schöner Mädchenaugen“, stellte Nepran richtig.

„Wir werden sie nicht befreien können und selber in diesem schrecklichen Wasser untergehen . . . Ich hatte dir doch gesagt, laß uns in die Krim nach Kaffa ziehen . . .“

„Sie war gar nicht in Kaffa.“

„Woher weißt du das?“

„Ich weiß es eben. Der Haremsaufseher hat es mir gesagt. Man hat sie mit anderen gefangenen Mädchen in Otschakiw auf eine Galeere verfrachtet, die nach Istanbul ausgelaufen ist. Für Seine Hoheit persönlich.“

„Den Sultansharem?“

„Bist sehr scharfsinnig. Hast ins Schwarze getroffen!“

„Wann denn?“

„Das hat mir der Türke nicht sagen können, weil ihn ein tatarischer Pfeil stumm gemacht hat.“

„O Gott!“ seufzte Mykola. „Dann ist Uljana vielleicht auch auf dem Meer? Irgendwo in unserer Nähe?“

Nepran und Bodnja hatten gar nicht wahrgenommen, daß sich der Sturm allmählich gelegt hatte. Als sie feststellten, daß kein Wind mehr wehte, waren sie froh und betrübt zugleich. Sie freuten sich über die Stille und die Wärme, die sie, durchnäßt und durchgefroren, so nötig brauchten, machten sich aber Sorgen, daß ihr „Boot“ in dieser Stille stehenbleiben und auch die Kosakenboote langsamer vorankommen würden, die Kunde von ihrem geplanten Überfall aber ihnen vorauseilen könnte.

Auch die dunklen Meereswogen beruhigten sich allmählich, wurden immer sanfter, brausten nicht mehr und rollten mit einem gemächlichen, leisen Rauschen, als wollten sie die Boote einwiegen und für die vorherige Wildheit Abbitte tun.

Im Osten dämmerte es schon. Die großen grauen Wolken beeilten sich, der Sonne Platz zu machen, und glitten schnell in südliche Richtung auf die dürren Pontischen Berge zu, wo zur Sommerszeit jede Wolke Glück und der Regen Segen des Himmels bedeutet . . .

Mykola war durchgefroren und blau, er lag auf der Leiter und sah sorgenvoll in die Ferne, die schon nach hundert Klaftern im Dunst lag. Petro Nepran war ebenfalls erschöpft und konnte nur mit Mühe den heißen Wunsch unterdrücken, auf den einzigen festen, wenn auch schwachen Boden — die Leiter — hinaufzuklettern. Sie redeten nicht mehr. Jeder für sich überlegte und dachte nach, was ihnen der anbrechende neue Tag bringen würde. Hielt er Gefangenschaft, Tod oder Hoffnung für sie bereit? Oder würde er sie gleichgültig der kommenden Nacht überlassen?

„Ich glaube, ich habe Fieber!“ sagte Bodnja auf einmal.

„Wieso, schüttelt es dich?“ fragte Nepran.

„Nein, ich sehe einen Mast . . .“

„Das gibt's. Wer lange an etwas Ersehntes denkt, dem erscheint es schließlich.“

Die bleischweren Stiefel zogen ihn in die Tiefe. Nepran hob das linke Bein, um das sonst kostbare, aber hier unnütze Ding herunterzuziehen. Plötzlich sah auch er — Masten! Sie standen im Dunst, der besonders im Westen über dem Meer lag. Die Masten standen unbeweglich da, Segel hingen nicht daran.



„Mykola, es stimmt!“

„Was? Daß ich krank bin?“

„Nein, eine Galeere. Masten!“

Mykola warf sich herum, ein Gegenstand an ihm blitzte auf.

„War das der Säbel?“ fragte Nepran hoffnungsvoll. „Bruderherz, du hast deinen Säbel dabei?“

„Was denn sonst?“ brummte Bodnja, ohne seinen Blick vom Wunder, das da aus dem Dunst auftauchte, abzuwenden. „Wegen dieses verfluchten Dinges wäre ich beinah erstickt!“

„Er ist unbezahlbar!“ rief Nepran. Ein tollkühner Gedanke durchzuckte sein Hirn: „Diese Galeere ist entweder leer, so-

eben von unseren Brüdern ausgeräuchert worden, oder sie hat den Sturm überlebt, und alles schläft dort im Augenblick wie tot . . .“

„Wenn nicht ein Drittes zutrifft“, kühlte Bodnja Neprans Feuer, „daß sie nämlich unseren Kosakenbooten auflauert . . .“

„Wir werden es ja bald erleben“, sagte Nepran und streifte seinen aufgedunsenen Stiefel ab. „Komm rasch runter ins Wasser!“

Sie hielten sich an den beiden Seiten der Leiter fest, senkten die Köpfe und schwammen zur Galeere hinüber. Plötzlich war wieder Kraft in ihren durchgefrorenen Körpern!

„Dort gibt es bestimmt etwas zu essen und zu trinken“, träumte Bodnja laut. „Weißt du, wie viele Hundsköpfige es auf einer solchen Galeere gibt?“

„Ein halbes Hundert bestimmt . . .“

Mykola pfiß durch die Zähne.

Immer deutlicher hoben sich nun die dunklen Masten mit den gerefften Segeln vom Dämmerhimmel ab. Bald wurden auch der Bug, die Kanonen und Ruder sichtbar. Auf dem Deck liefen Janitscharen hin und her und schienen nach dem Sturm wieder Ordnung in das Schiff zu bringen.

„Das sind verteufelt viele!“ sagte Bodnja sorgenvoll.

„Wir werden mit ihnen fertig, wenn wir nur unbemerkt zu den Gefangenen gelangen“, meinte Nepran zuversichtlich. „Gib den Säbel her, ich geh' als erster. Paß auf, daß die Leiter nicht gegen die Galeerenwand stößt. Leg sie leise an und folge mir. Wirf die Säbelscheide ab . . .“

Sie beschlossen, an der Bugseite hochzuklettern, wo kein Türke zu sehen war. Dunkel hob sich eine Kette ab, die kerzengerade gestrafft ins Wasser lief. Nepran nahm den Säbel

zwischen die Zähne und zog sich an dieser Kette hoch. Er war von einem einzigen Wunsch erfüllt: auf dem festen Boden des Decks aufzutreten, und keine Macht der Welt sollte ihn von dort wieder ins Meer werfen. Aus seinen Kleidern lief das Wasser, und dieses verräterische Tröpfeln war sein gefährlichster und schlimmster Feind. Schneller! Vorwärts! Vor allem aufwärts!

Noch ein wenig, noch ein bißchen! Nepran faßte nach dem Bugrand, zog sich hoch, rollte sich über die reichbemalte Brüstung — und erstarrte. An Deck befanden sich etwa zehn Türken. Drei von ihnen flickten ein zeretztes Segel, zwei waren mit Tauen und Strickleitern beschäftigt, die zu den oberen Rahen führten. Am Steuer schlummerte ein hagerer langer Wachmann. Neben ihm schliefen noch weitere vier, fünf Türken.

In einem günstigen Augenblick ließ sich Nepran unhörbar über die Brüstung fallen und versteckte sich hinter einigen Fässern, die in der Nähe herumstanden. Bald danach zeigte sich hinter der Bugwand Bodnjas nasser Haarschopf. Nepran wartete, bis ihn Bodnja erblickte, und winkte ihn mit dem Finger herbei. Bodnja rollte sich ziemlich geschickt für seine Körpergröße über die Brüstung und hockte bald schwer keuchend neben Nepran.

„Wir müssen die Tür dort erreichen“, flüsterte Nepran ihm zu und zeigte auf eine Luke im Deck. „Dort geht eine Stiege hinunter in den Schiffsraum . . .“

„Wenn wir noch einen Säbel hätten!“ seufzte Bodnja voller Kummer.

„Pst!“ gebot Nepran ihm Einhalt; er hatte gemerkt, daß die Janitscharen, die an der Strickleiter geflickt hatten, zu den Fässern kamen . . .

Nepran erhob sich leicht und stand, den Säbel fest in der Hand, bereit, in den ungleichen Kampf zu springen.

„Ich werde sie auf die rechte Seite locken, lauf du inzwischen an der linken Seite zur Luke“, befahl er Mykola scharf. „Sei aber vorsichtig, unten im Sklavenraum muß ein Aufseher sein. Besorg dir den Schlüssel für die Fußfesseln der Rudersklaven . . .“

Die Janitscharen hatten sich inzwischen einem Faß genähert, es umgekippt und weggerollt. Die beiden Kosaken tauschten einen vielsagenden Blick. Nepran besah sich die Fässer, fand ein leeres darunter. Das Faß war kurz; um sich ganz darin zu verstecken, mußte er sich zusammenkauern.

„Gib mir einen Stoß!“ forderte er Mykola leise auf. „Warte dann so lange, bis ich mit den Gefangenen die Janitscharen angreife . . .“

Das Faß rollte langsam zur Luke. Nepran stemmte sich mit Knien und Händen gegen die Dauben, strengte seine Muskeln an, um mit dem Holz zu einer Einheit zu verschmelzen. Die Welt um ihn drehte sich im Kreis von der Bewegung des Fasses und in seinem Kopf vor Freude, auf einen so guten Einfall gekommen zu sein, um die Luke zu erreichen.

Rundum Himmel und Meer, doch die Galeere hatte unerwartet zwei seltsame Gäste zu Besuch! Plötzlich spürte Nepran, daß das Faß zum Stehen kam, erst einmal hin und her schaukelte und wieder zurückrollte. Dann blieb es wieder stehen, rollte vor und — schaukelte gerade vor den Janitscharen aus, die am Segel flickten. Einer der Türken brummte etwas, trat zu dem Faß und rollte es wieder zur Bordwand.

Nepran hielt den Atem an, er fürchtete, daß er ihn verraten könne. Als sich der Türke wieder entfernt hatte, versuchte

Nepran, das Faß wieder in Schwung zu bringen, doch es wollte ihm nicht gelingen. Er erreichte höchstens eine Lage, aus welcher er Bodnja zu sehen bekam. Da es dämmrig war, konnte er dem Gefährten kein Zeichen geben. Zu seinem großen Pech kehrten die zwei Janitscharen zurück, die das erste Faß geholt hatten. Beinahe wären sie über Bodnja gestolpert. Nepran duckte sich, um leichter hinausspringen und Bodnja zu Hilfe eilen zu können, wenn die beiden Türken weiter zum Bug gehen sollten.

„Nehmen wir dieses Faß?“ fragte einer von ihnen und blieb bei Nepran stehen.

„Das kann hier noch liegen bleiben“, meinte der andere mit gleichgültiger Stimme, „holen wir erst die vom Bug.“

Sie gingen langsam weiter und packten das Faß, neben dem Mykola Bodnja hockte. Nepran hatte sich schon halb hinausgeschoben, bereit, die Janitscharen von hinten anzugreifen, als der eine von ihnen plötzlich stolperte und einen Fluch ausstieß. Er bückte sich und hob eine dicke Rahe auf. Der andere packte ihr anderes Ende. Mit Schwung luden sie sich die Rahe auf die Schulter.

Nepran seufzte erleichtert auf und versteckte sich abermals im Faß. Da merkte er plötzlich, daß den beiden Janitscharen, die die Rahe trugen, eine dritte Gestalt in einem merkwürdigen Turban und ohne Hemd folgte ... Großer Gott, das war Mykola! Das Faß, in dem Nepran saß, wurde von zwei sehr kräftigen, entschlossenen Händen gepackt und zur Luke gerollt.

Wie ein Wiesel sprang Nepran in das dunkle Loch im Deck, Bodnja hinter ihm her. Sie hielten beide den Atem an und blickten sich um. Auf der Stiege, die in den Schiffsraum führte, schlief ein kräftig gebauter Aufseher. Mit einer Bewegung hieß

Nepnan den Gefährten die Luke bewachen, schlich sich zu dem Gefangenenaufseher, hielt ihm den Mund zu und schickte ihn alsbald in die Hölle. Dann nahm er ihm den Jatagan und die Schlüssel ab und betrat einen niedrigen Raum, in dem zusammengekrümmt über schweren Rudern ausgemergelte, schrecklich anzusehende Sklaven schliefen. Etwas würgte Nepnan in der Kehle, er mußte sich einen Ruck geben, um sich zu beherrschen. Leise berührte er den ersten Gefangenen und flüsterte ihm zu:

„Ich bin Saporoger. Still — hier, nimm den Schlüssel und befreie erst die Männer, die schon Schießpulver gerochen haben . . .“

Der Gefangene ächzte, als er sich über seine Fessel bückte, und fragte: „Träume ich nicht? Bist du auch echt?“

„Weck die Leute, schnell, seid leise und klirrt nicht mit den Ketten . . .“

Die Rudersklaven trauten ihren Augen nicht. Schmutzig, borstig, erschöpft wie sie waren, wollten sie den Saporoger wenigstens mit einem Finger berühren. Er schien ihnen vom Himmel herabgefallen zu sein, um sie aus der Sklaverei zu befreien . . .

Ein breitschultriger Gefangener von hohem Wuchs, dem Nepnan Mykolas Säbel überreicht hatte, packte die Kosakenwaffe wie die Freiheit selbst und küßte sie inbrünstig.

„Geht zur Tür“, befahl ihnen Nepnan, „dort steht mein Gefährte Bodnja . . . Beginnt keinen Kampf ohne mich . . .“

Wer von den Gefangenen die Ketten geöffnet und abgeworfen hatte, nahm die Schlüssel und half den anderen freizukommen. Bald lagen die Ketten und Bande, mit denen die Gefangenen an die Ruderbänke gefesselt waren, auf dem Bo-

den. Nepran riet den Männern, mangels Waffen die Ketten in die Hand zu nehmen und sich auf der Stiege, die an Deck führte, zu versammeln.

An Deck hatte sich inzwischen etwas Unvorhergesehenes ereignet. Aus dem Kommandoraum der Galeere trat der Kapitän heraus, der erst seine Glieder reckte und dann aufschrie: „Welcher Hund hat dort das Faß liegengelassen?“

Er kam zu dem Faß bei der Luke gelaufen, stieß es mit dem Fuß weg und erblickte Bodnja in der Öffnung, die nach unten führte. Der Türke versetzte dem Mann in seiner Wut einen solchen Faustschlag ins Gesicht, daß ihm der „Turban“ vom Kopfe flog. Ohne lange zu überlegen, packte Bodnja den Aga



an der Brust, hob ihn über den Kopf, machte einige Schritte und warf ihn über Bord.

Ein markerschütternder Schrei zerriß die Stille und drang durch die Galeere. Ein scharfes Kommando ertönte, dem das Getrampel vieler Füße folgte. Als Nepran, gefolgt von den Gefangenen, das Deck betrat, wehrte sich Bodnja mit einem abgebrochenen Ruder gegen die Janitscharen, die ihn wie eine Meute Hunde umringt hatten.

„Halt dich, Bodnja!“ rief ihm Nepran zu und bahnte sich einen Weg durch die türkischen Seeleute. Der erbarmungslose Säbelstahl blitzte auf, die schweren Ketten der Gefangenen gingen auf die Köpfe der Janitscharen nieder.

Die Galeere verwandelte sich zu einem reißenden Menschenstrudel. Von allen Seiten sprangen angekleidete und auch halbnackte Janitscharen an Deck, ein dichter Kugelregen ging auf einmal nieder, in wildem Haß zuckten die Klängen der Männer hin und her. Die Gefangenen packten die Waffen der Getöteten und sprangen verbissen in das höllische Getümmel, ohne die Wunden oder den Tod der Schicksalsgenossen zu beachten, die vom Blei oder vom Stahl getroffen auf das nasse Deck stürzten.

Während Nepran die dichten Schläge der Türken parierte, die ihn von allen Seiten bedrängten, hatte er sich Bodnja genähert und ihm einen im Kampf erbeuteten Jatagan zugeworfen.

Inzwischen war aus dem Kommandoraum ein würdevoller Türke mit zwei Musketen getreten.

„Murad-Pascha!“ riefen die Janitscharen und stellten sich wie eine Mauer vor ihren Ältesten.

Murad-Pascha überschaute das Kampfgetümmel mit seinen kühlen Augen, hob eine Muskete und feuerte.

Mykola Bodnja schrie auf und faßte nach seinem Kopf, wo statt seines heißgeliebten, im Dnjeprwasser gebadeten Kosakenschopfs nur noch drei Haare zurückgeblieben waren! Welch eine Schande!

Murad-Pascha zielte abermals, doch eine Kette sauste durch die Luft und schlug ihm die Waffe aus der Hand.

Bodnja stürzte wie ein wütender Löwe auf den Pascha, gefolgt von Nepran und dem breitschultrigen Riesen, der den Säbel wie eine Mutter geküßt hatte.

Die Janitscharen flogen einer nach dem anderen zu Boden. Man nahm niemanden gefangen, und niemand ergab sich in diesem Kampf. Leben oder Tod! Der Tod war diesmal den fez- und turbangeschmückten Seeräubern, die Krieg und Raub zum Inhalt ihres Lebens gemacht hatten, geneigter als das Leben.

Als letzte kreuzten Bodnja und Murad-Pascha die Klingen. Auf dem vordersten Bug des Schiffes war es sehr eng, keiner konnte Bodnja in diesem Kampf beispringen. Einer der befreiten Sklaven hielt für alle Fälle eine schußbereite Muskete in Händen und wartete einen günstigen Augenblick ab.

Der Zweikampf war verbissen. Während Nepran das Aufblitzen der Säbelklingen verfolgte, schielte er zu dem Kosaken, der die Muskete bereit hielt. Irgendwo hatte er ihn schon gesehen . . .

„Du Luzifer! Dummkopf des himmlischen Vaters!“ zischte Bodnja durch die Zähne und trieb Murad-Pascha in immer größere Bedrängnis. „Ich werde dich lehren zu schießen . . . Hättest doch lieber meinen Kopf getroffen, als mir diese Schande anzutun . . . Wie soll ich mich jetzt auf Saporoshe und in der Ssitsch blicken lassen?“



„Kasaklar Schajtan! Kosakenteufel!“ rief Murad-Pascha verbissen zurück und gab sich nicht geschlagen.

„Mach Schluß, Mykola!“ rief Nepran. „Oder lock ihn von dort heraus!“ Er befürchtete nämlich, daß sich in der Nähe noch andere türkische Schiffe befinden könnten.

„Gleich“, rief Bodnja, „gleich . . .“

Er machte einen Scheinangriff, der Pascha parierte und — hatte im nächsten Augenblick schon seinen Kopf verloren.

„Das ist mir ein Kosak!“ — „Ein Falke ist er!“ — „Als wäre er Taras Trjasylo selbst!“ riefen die soeben befreiten Gefangenen begeistert.

Bodnja aber warf den Jatagan beiseite, setzte sich auf eine Treppenstufe und betastete mit sorgenvollem Gesicht seinen glattrasierten Schädel . . .

„Mach dir keine Sorgen“, sagte der ältere Kosak, der immer noch die Muskete hielt, „sei froh, daß dein Kopf heil geblieben ist, einen neuen Haarschopf wirst du schon wieder bekommen . . .“

Mykola starrte ihn mit großen Augen an. Vor ihm stand Omeljko Siryk, Uljanas Vater!

„Seid Ihr es, Väterchen, oder nicht?“ fragte Mykola betroffen.

„Ich bin's, Mykola!“ rief der tapfere Rudersklave.

„Wo ist Uljana?“ Nepran stürzte herbei.

„Ich weiß es nicht. Ich habe nur gehört, daß irgendwelche Mädchen schon auf andere Galeeren verfrachtet wurden und Otschakiw bereits vor uns verlassen haben . . .“

„Wo sind diese Galeeren zur Stunde?“

„Der Sturm muß sie auf dem Meer auseinandergetrieben haben.“

„Und wohin waren sie unterwegs?“

„Nach Istanbul.“

Nun war Nepran sicher, daß der Haremsaufseher von diesen Galeeren gesprochen hatte. Dort war also seine Uljana! Er wollte Siryk sagen, was er vom Haremsaufseher erfahren hatte, hielt sich aber zurück. Wozu sollte er neue Hoffnung entfachen, die doch wieder enttäuscht würde . . .

Nepran sagte kein Wort. Er beobachtete erst das Meer und schlug dann vor, einen Otaman zu wählen, der für Ordnung sorgen sollte. Schließlich mußten sie weiter denken.

Bodnja rief sofort Neprans Namen aus, und der alte Kosakanonier Siryk unterstützte diesen Vorschlag. Die ganze Mannschaft rief schließlich im Chor:

„Nepran, du sollst unser Otaman sein! Werde uns wie ein leiblicher Vater. Führ uns zu den klaren Strömen und hellen Sternen unserer Ukraine!“

Nepran bedankte sich für die Ehre, wie die Kosakensitte es gebot, weigerte sich aber, die Galeere zurück nach Norden zu führen.

„Taras Trjasylo hat uns aufs Meer geschickt“, sagte er entschlossen. „Dreihundert Kosakenboote fliegen heute auf die feindliche Pforte zu! Wie sollen wir auf diesem Weg des Ruhmes und der Ehre einfach umkehren!“

„Führ uns gegen Istanbul! Führ uns zu den Kosakenbooten, Nepran!“

Die befreiten Männer reckten ihre hageren sonnendunklen Schultern. Sie fühlten ihre Kraft und das Recht, selbst über ihre Zukunft zu entscheiden: entweder zu fliehen oder erst in die entsetzten Augen der Pforte zu blicken, um dann in die Heimat zurückzukehren und dort ruhig zu sterben.

Zuallererst befahl Nepran, das Schiff von getöteten Feinden zu säubern. Die ganze Mannschaft fühlte sich plötzlich wie verjüngt; fröhlich ging sie an die Ausführung des Befehls.

Doch der düstere, gramerfüllte Siryk gebot ihnen zunächst Einhalt. Wie ein hagerer, ausgemergelter Prophet, der einem Bilderrahmen entstieg, ging er von einem Janitscharen zum anderen, drehte ihn mit dem Gesicht nach oben und sah es sich genau und lange an. Die Männer verfolgten schweigend sein seltsames Tun, schließlich hielt es einer nicht aus und fragte:

„Siryk, wen suchst du?“

Der Alte sagte zunächst kein Wort. Dann kam es langsam über seine Lippen: „Die Tataren haben mir vor vielen Jahren den Sohn geraubt . . . diese Janitscharen hier — das ist doch unser Fleisch und Blut . . .“

Diese Worte wühlten Neprans Seele auf. Welch höllischer Einfall dieser blutigen Despoten! Sie überfallen ihre christlichen Nachbarn und rauben ihnen die Söhne im Kindesalter, um sie zu Soldaten zu machen! Ein erbarmungsloses Gezücht von entarteten, vaterlandslosen Gesellen heranzuziehen, die bereit wären, alles vom Antlitz der Erde wegzufegen. Wer sein eigenes Land, seine Mutter liebte, der konnte sich auch eines fremden Landes, einer fremden Mutter erbarmen. Diese Entwurzelten aber, sie kannten keine Gewissensbisse . . . Zittere, Türkei, denn eines Tages werden sie ihre Wut und ihre in eigenes Blut getauchten Jatagane gegen dich wenden!

Siryk besichtigte alle Janitscharen, aber diejenigen, den er gefürchtet hatte zu finden, fand er nicht . . .

In der Saporoger Ssitschfestung ging es im Winter weniger kriegerisch zu. Viele Kosaken überwinterten auf ihren in der Steppe zerstreuten Gehöften, während ein alter Stamm von Veteranen jungen Nachwuchs ausbildete.

WOLODYMYR MALYK

Die Lehrstunde

Kornij Metelyzja, ein großer kräftiger Saporoger mit einem langen grauen Kosakenschoopf und einem goldenen Ring im rechten Ohr, verteidigte sich gegen drei Angreifer — Ssikatsch, Towkatsch und Arsen Swenyhora. In jeder Hand hielt er einen Säbel und schwang sie so geschickt, daß die drei jungen Kosaken, die den Alten bedrängten, von den funkensprühenden Klingen des in ganz Saporoshe berühmten Haudegens ein wenig Angst bekamen. Es war zwar alles nur Spiel — doch bei der geringsten Unvorsichtigkeit konnte sich die blanke Waffe bis an den Armknochen ins Fleisch bohren oder am Schädel entlanggleiten. Die tiefe Wintersonne näherte sich schon den Wällen der Ssitschfestung, die mit hohen Palisaden aus Eichenpfählen verstärkt waren, und blendete die drei Angreifer.



Der listige Metelyzja stellte seine Gegner absichtlich in eine ungünstige Position. Im Kampf wog alles: die Fähigkeit, die richtige Zeit zum Angriff auszuwählen, der Rückzug, wenn er notwendig war, der Scheinangriff, um dem Gegner einen überraschenden Schlag beizubringen, die Örtlichkeit und die Beleuchtung. All diese Dinge beherrschte der alte Haudegen, verstand sie zu nutzen und zog bei alledem seine drei Schüler noch auf:

„Ssikatsch, mein Junge, zieh dir die Hosen hoch, sonst verlierst du sie noch! Was wirst du für ein Kosak ohne Hosen sein! Zieh nur die Bundschnur strammer!“

Die Kosaken, die im Kreis herumstanden, lachten und johlten, als Ssikatsch tatsächlich mit der linken Hand seine weiten roten Pluderhosen hochzog und sich wutentbrannt auf Mete-

lyzja stürzte. Aber ein kräftiger Schlag brachte sein Feuer rasch zum Erlöschen: der Säbel flog ihm aus der Hand und fiel klirrend auf die Erde. Ssikatsch hielt verdattert inne und kratzte sich den blankrasierten Hinterkopf.

Metelyzja aber rief dem nächsten zu: „He, Towkatsch, mein Junge, du bist plötzlich so lau wie ein Schlei in der Suppe! Wendiger, wendiger, du Hundesohn! Sei Kosak und kein ungeschlachter Tölpel!“ So munterte er ihn auf und langte dem schwerfälligen Towkatsch mit der flachen Säbelseite kräftig über den Rücken. Towkatsch stolperte, spie wütend aus und verließ den Kampfplatz, indem er sich mit dem Ärmel die nasse Stirn abwischte.

Nun war noch Swenyhora übriggeblieben.

Metelyzja wurde auf einmal ernst und warf den Säbel aus der linken Hand beiseite. Auf seinem von Falten und Schnittwunden zerfurchten Gesicht liefen die Adern blau an. Man sah ihm an, daß er seinen Gegner schätzte.

Der Lärm hatte sich in der Menge etwas gelegt, eine leichte Spannung erfaßte die herumstehenden Kosaken. Erst jetzt sollte der richtige Kampf beginnen.

Swenyhora ging sofort zum Angriff über und entfachte mit seinem ersten Schlag einen blausprühenden Funkenfächer.

Hochgewachsen und gut gebaut, mit einem lockigen dunkelblonden Schopf, den er nicht als langes Haarbüschel auf dem glattrasierten Kopf trug, wie es bei Saporogern Brauch war, glühte er vor Kampfeifer. Auf dem schmalen, braungebrannten Gesicht glänzten feine Schweißperlen. Die dunkelgrauen Augen unter den geschwungenen Brauen funkelten vor Begeisterung.

Die Säbel hielten keinen Augenblick inne, unter den Füßen der Kämpfer dröhnte die vom Frost aufgeplatzte Erde.

Swenyhora hatte den heißen Wunsch, mit einem kräftigen oder listigen Hieb Metelyzja die Waffe aus der Hand zu schlagen oder ihn zwischen den Mannschaftshäusern in die Enge zu treiben, was für den Alten ebenfalls eine Niederlage gewesen wäre. Er beachtete nicht, daß seine blaue Tuchweste schon an zwei Stellen zerschlitzt war und der linke Ärmel seines Leinenhemdes sich über dem Ellbogen rot färbte, sondern bedrängte Metelyzja so hart, daß dieser allmählich zurückweichen mußte.

„Huch! Du verbissener Satan!“ lobte ihn der sanfte Baß des alten Saporogers. Er schien diesen jungen Kosaken besonders gut leiden zu können. „Schlag zu, schlag zu, mein Junge! Kratz dem alten Bären mal die Flanken, doch nimm dich selbst dabei in acht! Wenn du auch jung bist, so ist der alte Metelyzja doch nicht so leicht zu besiegen! O-ho-ho, ich sehe, du willst mir allen Ernstes den Bauch aufschlitzen! Fürchte Gott, mein Bürschlein . . . ich möchte noch ein oder zwei Scheffel Schnaps austrinken, machst du mir ein Loch in den sündhaften Bauch, werde ich nur Speichel runterschlucken, während ihr anderen euch am feurigen Met labt . . .“

Der kräftige Metelyzja schlug den Säbel seines jungen Gegners geschickt zur Seite, als sich die Klinge ganz gefährlich seinem Bauch genähert hatte. Swenyhora wich einige Schritte zurück, holte tief Atem und sprang erneut vor. Es gelang ihm schließlich, den Alten an die lehmgetünchte Wand eines schilfgedeckten Mannschaftshauses zu drängen.

Die Zuschauer gerieten in Aufregung. Die jungen Kosaken begannen mit Pfiffen und Zurufen ihren Altersgenossen aufzumuntern und anzutreiben:

„Arsen, gib's ihm! Kräftiger!“

„Zapf dem Alten eine Bütte Blut ab, dem Teufel wird es bestimmt guttun, und er wird den Weibern weniger nachlaufen!“

„Ho-ho-ho! Ha-ha-ha!“

„So! Gut! Gib's dem Luder!“

„Nun, Metelyzja, ist dir ein bißchen heiß geworden? Das ist kein Flohfangen im Winterpelz! Hier mußst du mit dem Säbel umgehen können!“

Metelyzja wischte sich mit der Hand einen Schweißtropfen von der Nasenspitze. Seiner breiten Brust entstieg ein heiseres Pfeifen.

Doch die alten Kosaken standen alle auf seiner Seite, ihnen voran der kleine, dunkelhäutige und wie ein Dörrfisch ausgetrocknete Schewtschyk. Er zupfte an seinem langen weißen Schnurrbart, sprang mit kleinen trippelnden Schritten neben Metelyzja her und erteilte seinem Gefährten Ratschläge:

„Schlag von links zu! Von links! Laß dich von dem verfluchten Rotzbengel nicht in die Enge treiben!“

Die Kosaken wußten, daß alles nur ein Scherz war und der Zweikampf friedlich neben dem Schnapsfaß enden würde; doch wie jedes Spiel hatte auch dieser Zweikampf die Leidenschaften entfacht, und die Zuschauermenge war nicht weniger erregt als die Kämpfer selbst.

Gegen die Wand gedrängt, schob Metelyzja seinen Säbel in die Scheide.

„Spendier ein Quart Schnaps für diese Lehrstunde, du Teufelssohn! Und trag deine Nase nicht zu hoch, weil du den alten Metelyzja besiegt hast“, sagte er friedlich und fügte sanft hinzu: „Hüte dich vor linken Schlägen, der alte Schewtschyk hat es ganz richtig erkannt . . .“

„Danke, Väterchen“, erwiderte der junge Kosak respektvoll und steckte ebenfalls seinen Säbel in die Scheide. „Ich will es mir merken . . . Noch einmal vielen Dank für die Lehrstunde — ich bin froh, daß ich den in ganz Saporoshe bekannten Kosaken Metelyzja meinen Lehrer nennen darf. Ich werde Euch nie vergessen, Väterchen, und damit Ihr seht, daß ich es ehrlich meine, spendiere ich eine Bütte Schnaps, unsere Kehlen zu befeuchten . . .“

„Das ist eine gottgefällige Sache“, rief Metelyzja und rieb sich die Hände, „dem Schnaps und dem Streit habe ich im Leben noch nie entsagt, besonders dann, wenn man umsonst einen heben kann! Hahaha! Ist es etwa nicht so, Bruder Schewtschyk?“

Schewtschyk lachte mit seinem zahnlosen Mund, sein faltiges Gesicht zog sich dabei wie eine Dörrbirne zusammen.

Lärmend, lachend und scherzend wandten die Kosaken ihre Schritte zur Mitte des großen Übungsplatzes, wo inzwischen ein Faß Schnaps aufgestellt worden war. An Eichenpflöcken, die in einen Baumstamm getrieben waren, hingen hölzerne Henkelbecher. Neben dem Faß waren auf Schilfmatten Unmengen von Dörrfisch angehäuft: Brassen, Zander, Barsche und rundbäuchige Karpfen. Daneben lagen dicke Scheiben frischgebackenen Roggenbrots, dessen knusprige Kruste glänzte und von dem ein starker Duft in die Nasen stieg.

Neben dem Faß und den für die oft hungrigen Kosaken verlockenden Speisen machte sich der rothaarige, glotzügige Omeljko zu schaffen. Das plumpe Gesicht des Schankwirts zeigte eine saure Miene: er wußte, daß die Kosaken kein Geld hatten und ihn wieder angehen würden, die Ware anzukreiden. Zur Zeit befand sich nur ein kleines Häuflein Kosaken auf der

Ssitsch. Da es Winter war, hatten sich viele auf ihre Höfe begeben, und auf Saporoshe waren nur Junggesellen, junge Bur-schen und sippenlose Kosaken geblieben, die sonst keine Bleibe hatten. Sie alle hatten hier ihren Dienst zu versehen: Wache zu halten, Eis um die Festungsinsel auszustecken, damit der Feind keinen Zugang zu ihr hatte, Schießpulver herzustellen und Waffen zu schmieden.

Der Schankwirt Omeljko wußte, daß aus diesen Kosaken nicht viel herauszuholen war. Doch sollte er seine Ware etwa wegwerfen? Lieber wollte er sie ihnen auf Borg geben oder Pfand nehmen. Darin waren die Kosaken zuverlässig, er wußte, daß sie ihre Habe eines Tages einlösen oder die Schulden bezahlen würden. Schon war er dabei, auszurechnen, wie viele Kosaken sich seinem Stand näherten und ob ihm der Fisch und das Brot ausreichen würden.

Swenyhora warf einen Silbertaler in Omeljkos Geldkanne und rief: „Bedient euch, Brüder!“

Doch die Kosaken hatten ihre Henkelbecher noch nicht richtig gefüllt, als ein Blinder mit seinem jungen Führer durch das Festungstor trat. Aus seiner Tragetasche, die er über der Schulter trug, ragte der Hals einer Bandura mit ihren dunklen Wirbeln aus Eichenholz. Der Alte mußte sehr erschöpft sein, denn seine Füße schlurften mit Mühe über den gefrorenen Boden.

„Hierher! Hierher, Alter!“ rief Ssikatsch, der gerne das Tanzbein schwang. „Trink einen Becher und spiel uns auf zum Horlyzjatanz!“

Der Blindenführer brachte den Alten zu den Kosaken und blieb stehen.

„Sind wir in der Ssitsch, Jazko?“ fragte der Blinde.

„Ja, Ihr hört es ja — um uns herum stehen lauter Kosaken.“



Der Kobsar zog die Mütze vom Kopf, lauschte auf den Atem der Menge und richtete seine leeren Augenhöhlen zu ihr. Dann verneigte er sich tief vor den Männern. Als er den Kopf hob, sahen alle, daß Tränen über seine Wangen liefen.

„Brüder, bin ich wirklich in der Ssitschfestung? Es ist kaum zu glauben!“

„In der Ssitsch, Alter! In der Ssitsch!“ riefen die Kosaken als Antwort. „Warum wollt Ihr es nicht glauben?“

„Eine lange Geschichte, Gefährten . . . Sechszwanzig Jahre ist es her, daß mich die Krimtataren erwischten und in die Sklaverei verkauften. Bei Istanbul habe ich mein Dasein gefristet und fünfzwanzig Jahre kein Wasser aus dem Dnjepr getrunken . . . Wie habe ich mich danach gesehnt, unseren Heimatstrom zu erreichen! Auf der Flucht hierher hat man mir,

als ich erwischt wurde, die Augen ausgestochen. Jetzt habe ich, kurz vor dem Tod, die Mutterfestung Ssitsch doch noch erreicht. Ich bin daheim! Dank dem Schicksal, daß es mir wenigstens im Alter hold geworden ist . . .“

„Aber — aber . . .“, rief plötzlich Metelyzja, „Bruder, bist du nicht Danylo Ssom?“

Über das Gesicht des blinden Sängers lief ein undeutlicher Schatten, als strenge er sich an, zu erraten, wessen Stimme er eben gehört hatte. Seine zerfurchten Hände zitterten und knüllten die Mütze. Ringsum herrschte tiefe Stille.

„Blitz und Donner, der alte Meerrettich erkennt mich nicht!“ Metelyzja schlug dem Kobsar mit der Hand auf den Rücken. „Erkennst du Metelyzja nicht? Hat man so etwas gesehen! Die verfluchten Heiden müssen dir arg zugesetzt haben, wenn es so weit mit dir gekommen ist . . .“

„Metelyzja!“ Der Kobsar breitete die Arme aus. „Kornij! Teurer Gefährte! Wie glücklich bin ich, dich als ersten getroffen zu haben!“ Sie umarmten einander.

Von der Seite drängten sich andere betagte Kosaken vor. Ssom ging aus einer Umarmung in die andere. Es stellte sich heraus, daß sich noch viele Veteranen an ihn erinnerten.

„Wie geht es dir?“

„Woher des Weges? Erzähle, Danylo!“

„Wartet, Brüder, ich will euch alles erzählen, doch etwas später. Erst muß ich noch zum Heerführer, denn ich habe eine wichtige Nachricht für ihn mitgebracht . . .“

„Geh nur, geh, Danylo, und komm rasch wieder, solange noch Schnaps im Faß ist, sonst trinken wir es ohne dich leer!“ rief Metelyzja und befahl Towkatsch, den alten Sänger zum Heerführer Ssirko zu geleiten.

Die Saporoger besaßen einen strengen ungeschriebenen Kodex der Sitten und Bräuche, auf dessen Einhaltung durch die jungen Kämpfer die alten Veteranen achteten. Besonders hart wurden Vergehen bestraft, die an der Grundordnung des Männerordens rüttelten.

PANTELEJMON KULISCH

Am Schandpfahl

Petro Schramenko bog auf einem Pfad links vom Weg ab und erreichte nach einer Weile eine Lichtung, an deren Ende sich hinter einem Baum eine Rauchsäule in die Höhe wand. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, und der Rauch hing in den Zweigen wie ein goldener Schleier. Als Petro näher hinsah, erblickte er eine Umfriedung und ein Haus, dessen weißgekalkte Wände durchs Geäst schimmerten. Er wollte schon umkehren, um nicht fremde Hunde zu beunruhigen, doch er gewahrte einen Mann mittleren Alters in einem Kosakenrock, der von einem jungen Mädchen geführt wurde. Nur schien der Kosak diese Hilfe nicht zu brauchen, denn er schüttelte den Arm des Mädchens ab und rief:

„Zur Teufelsmutter, Nastja! Weshalb führst du mich am Arm wie einen Trunkenbold aus der Schenke? Heute will ich endlich mein Pferd tanzen lassen, du aber führst mich wie ein kleines Kind. Laß mich allein und geh ins Haus zurück!“



Wie aber staunte Petro Schramenko, als er in dem Kosaken Kyrylo Tur erkannte, mit dem er unlängst einen lebensgefährlichen Zweikampf ausgefochten hatte, bei dem sie sich beide schwere Stichwunden zugefügt hatten. Petro war seltsamerweise über diese Begegnung so erfreut, als wäre er seinem eigenen Bruder begegnet. Daß sie noch vor kurzem wegen eines Mädchens auf Leben und Tod gekämpft hatten, war ihm jetzt völlig gleichgültig.

Auch Kyrylo Tur freute sich, Petro zu treffen; er begrüßte ihn wie einen alten Gefährten.

„Ich beglückwünsche dich zu deiner Genesung!“ rief er schon von weitem. „Obwohl ich nicht geglaubt hätte, daß du nach einer Hand wie der meinen noch Gottes Welt schauen würdest. Ich selbst hatte auch keine Lust mehr, noch einmal aufzustehen. Gott allein weiß, ob sich ein zweites Mal eine so schöne Gelegenheit bietet, zur letzten Ruhe gebettet zu werden!“

„Bruder, ich verstehe kein Wort, wovon du redest!“ sagte das Mädchen, das Tur noch immer umklammert hielt und ihm in die Augen blickte.

„Schweig!“ herrschte Tur sie an. „Ihr Frauenvolk versteht nichts von diesen Dingen. Haus, Ofen, Kopfkissen — das ist euer Lebensglück. Dem Kosaken aber bedeuten Steppe und Meer gar nichts, ehe er nicht seinem Schicksal begegnet. Er überwindet Steppe und Meer, um dem Schicksal entgegenzutreten. Bruder“, wandte er sich an Petro, „ich war schon drauf und dran, diese Welt voll Weiber und Tücken zu verlassen, hatte schon meinen Fuß über die Schwelle gesetzt, um ins Jenseits zu ziehen, doch gute Leute hängten sich an meinen Leib und zogen mich wieder zurück. Weil sie mich nicht sterben ließen, dachten sie eine gute Tat zu vollbringen. Sie glaubten nämlich, daß es auf dieser Welt nichts Besseres gebe als dieses elende Leben. Wer aber nur für ein Scherflein Verstand hat, kann jedem sagen, daß es nicht lohnt, dieser Welt nachzutrauern!“

„Sag nur“, unterbrach Petro Turs Überlegungen über den Wert des Lebens, „wie bist du denn aus der Kiewer Gegend, wo wir aneinandergerieten, hierhergekommen?“

„Ganz einfach. Gute Leute verbanden meine Wunden, tränkten und badeten mich mit verschiedenen Kräutern und brachten

mich über den Dnjepr. Und weißt du, wo sie mich ablieferten? Ausgerechnet im Haus meiner Mutter! Nun, einmal in Frauenhände geraten, komme ich bis heute nicht mehr los. Mutter und Schwester reden auf mich ein, ich sei ernsthaft krank. Einziger der alte Kobsar tröstet zuweilen meine Seele mit einem Kosakenlied und sieht Gottes Welt mit menschlichen Augen.“

„Wohin wolltest du eigentlich?“ fragte Petro.

„Der gesegnete Kobsar hat mir geraten, mich ein wenig zu ergehen. Dies ist übrigens meine Schwester, und im Haus macht sich die Mutter zu schaffen. Die Frauen wollen einfach nicht glauben, daß ich wieder gesund bin. Nun will ich ihnen beweisen, daß es höchste Zeit ist, mich in Ruhe zu lassen. Heute saddle ich mein Roß und reite mal durch die Steppe, daß meine Feinde davon trübsinnig werden sollen. Doch einstweilen laß uns eintreten und frühstücken.“

Petro willigte ein. Im Haus war die Mutter dabei, Pfannkuchen zu backen.

„Da ist auch mein altes Mütterchen!“ rief Tur und wandte sich an die Mutter: „Wenn Ihr wissen wollt, wer dieser Kosak ist, so merkt Euch, daß er zusammen mit mir bei Kiew verwundet wurde.“ Er flüsterte Petro zu: „Ich kann der Mutter doch nicht sagen, daß du mir den schönen Dolchstich versetzt hast, sonst würde sie dich scheel anschauen. Das Frauenvolk wird nie begreifen, daß man heute mit einem Mann verbissen kämpfen und am nächsten Tag brüderlich mit ihm zusammensitzen kann.“

Turs Mutter war sehr froh, daß der Sohn einen Gast bekommen hatte. Bald dampften heiße Pfannkuchen auf dem Tisch, sie brachte eine Schüssel Sahne, geschnittenen Speck und holte eine Flasche Pfefferschnaps vom Wandbrett herunter.

Die Mutter, die Tur jahrelang nicht gesehen hatte, bis er lebensgefährlich verletzt ins Haus gebracht wurde, war überglücklich über seine Genesung und hoffte ihn nun für immer bei sich zu behalten. Sie umarmte ihn und küßte ihn auf die Stirn.

„Genug, Mutter!“ rief der Saporoger Tur. „Ihr würdet mich am liebsten wie ein Kind verwöhnen. Ich fürchte schon, daß sich meine Saporoger Kosaken von mir lossagen, wenn Ihr ein Muttersöhnchen aus mir macht.“

„Hast du den Gedanken an die verfluchte Saporoger Ssitsch immer noch nicht aufgegeben?“ fragte die Mutter erschrocken.

„Frau Mutter!“ schrie der Saporoger. „Haltet Eure Zunge im Zaum, wenn Ihr wünscht, daß ich noch einen halben Tag in Eurem Haus bleibe. Wie kann man die berühmte Saporoger Ssitsch verflucht nennen!“

„Möge sie in die Erde versinken!“ rief die Mutter unter Tränen. „Den Mann hat sie mir genommen, daß ich kein Glück im Leben gekannt habe, nun will sie mir auch noch den Sohn nehmen, das Glück meiner alten Tage!“

„Mit den Frauen ist nichts anzufangen!“ sagte Kyrylo Tur. „Mutter, schenkt uns Schnaps ein, vielleicht werden wir etwas fröhlicher davon.“

Doch kaum hatte Tur diese Worte ausgesprochen, als draußen vor dem Fenster Pferdegetrappel erdröhnte und jemand auf Saporoger Art rief: „Puhu! Puhu!“

Die beiden Frauen erbeben. Sie hörten den Erkennungsruf der Kosaken vom Niederen Dnjeprland nicht zum erstenmal, doch noch nie hatte er sie so erschreckt.

„Wer ist das, Bruder?“ fragte Turs Schwester bleich.

„Die sind um meine Seele gekommen!“ erwiderte der Saporoger düster.

„O weh!“ schrie die Mutter auf. „Was hast du eben gesagt?“

„Die Kosaken werden es dir selber sagen, wenn du es nicht erraten hast“, antwortete Tur.

Die Tür ging auf, und der alte Saporoger Puhatsch betrat die Stube, gefolgt von einem Knappen.

„Gesundheit, du Teufelssohn!“ rief der ehrwürdige Alte Tur zu. „Wie geht es dir? Der Herrgott hat dir feine Gäste beschert. Womit wirst du sie zufriedenstellen? Du Satan, nimm Abschied von Mutter und Schwester, denn es ist dir nicht mehr lange vergönnt, über die grüne Steppe zu schreiten.“

„Täubchen!“ Turs Mutter erschrak zu Tode. „Was wollt Ihr mit ihm anfangen? Laßt mich auf meine alten Tage nicht allein! Nehmt ihn mir nicht weg!“

Der alte Puhatsch beachtete die Mutter nicht und schrie Tur an: „Na, du Teufelssohn? Kannst du wieder auf deinen Beinen stehen? Laß uns schnell ins Kosakenlager reiten, du mußt vors Gericht. Meinst du, wir hätten dem alten Kobsar umsonst eine Mütze voll Gold geschenkt, damit er dich gesund pflegt? Du schändlicher Raufbold und niederträchtiger Kerl! Mach dich auf die Socken, du Höllensohn! Sattelle auf der Stelle dein Roß! Eigentlich sollte man dich wie einen Hund am Seil hinter sich herziehen, doch ich nehme es auf mich, dich noch einmal im Leben auf deinem Roß über die Steppe tanzen zu lassen!“

Starr vor Schreck hörten Mutter und Schwester diesen Schimpfworten und Drohungen zu, stürzten sich dem Saporoger zu Füßen, weinten und flehten ihn an, ihnen die letzte Freude ihres Lebens nicht wegzunehmen.

„Hört auf! Zum Teufel mit euch!“ herrschte der Alte sie an. „Weshalb kriecht ihr vor mir auf der Erde? Nicht ich bin sein Richter. Die Kosakenversammlung wird ihn richten!“



Da erhob sich Kyrylo Tur vom Tisch und sagte mit heiterer Stimme: „Was fällt Euch ein, Väterchen! Wie könnt Ihr Frauen so erschrecken! Auch Ihr hattet einst eine Mutter, schließlich hat Euch keine Wölfin geboren. Setzt Euch ruhig hin und frühstückt, ich will inzwischen mein Pferd satteln und mich anziehen. Mutter, regt Euch nur nicht auf! Kennt Ihr etwa die Scherze der Saporoger Kosaken nicht? Unsereiner kann ohne Bärenspäße nicht auskommen.“

Mutter und Tochter wußten nicht, ob sie Kyrylo Tur glauben sollten oder nicht, doch sie beruhigten sich ein wenig. Unentwegt blickten sie den gestrengen Puhatsch an und warteten, ob er nicht ein milderes Wort sagen oder lächeln würde. Doch nein, seine weißen Brauen standen drohend zusammengezogen,

die langen weißen Schnurrbartenden hingen herab, und er blickte Kyrylo Tur an wie ein raubgieriger Adler ein frommes Lamm.

Doch Kyrylo Tur tat, als sähe er das nicht.

Väterchen Puhatsch setzte sich schließlich an den Tisch, bekreuzigte sich und ließ sich die Pfannkuchen schmecken. Dann winkte er seinen Knappen herbei und ließ ihn ebenfalls frühstücken.

Kyrylo Tur hatte indes das Haus verlassen und sein Pferd aus dem nahen Wald herbeigepfiffen. Er ging daran, seine Ausrüstung hinauszutragen, und um seine Mutter zu beruhigen, daß ihn nichts Schweres bedrücke, stimmte er mit voller Stimme ein Kosakenlied an:

„Mein Rößlein, trag mich in die Ferne
und hilf mir die Sehnsucht zerstreun!“

Allerdings hatte Tur nicht das richtige Lied ausgesucht, denn es stimmte die arme Mutter nur noch trauriger. Sie überließ der Tochter die Arbeit am Herd, setzte sich an das Tischende und begann bitterlich zu weinen. Der alte Saporoger sagte etwas weicher:

„Weine nicht, Mutter, schade um deine Tränen!“

Als nun Kyrylo Tur angekleidet zurückkehrte, erhob sich der alte Puhatsch mit seinem Knappen, dankte vor den Ikonen für Speis und Trank und verließ das Haus.

Kyrylo Tur sagte heiteren Herzens: „Lebt wohl, Mütterchen, und du, Schwester. Leb auch du wohl, Bruder Petro!“ und ging ebenfalls rasch hinaus.

Die Mutter und die Schwester stürzten ihm nach, wollten ihn umarmen, doch er schwang sich schnell aufs Pferd und begann es zu reizen, so daß die beiden Frauen sich nicht heran-

wagten, die Zügel oder Steigbügel anzufassen. Dann drückte er seinem Roß die Sporen in die Weichen und sprengte davon, gefolgt vom alten Saporoger und dem jungen Knappen. Die armen Frauen kehrten ins Haus zurück, weinend, als gelte es einen Toten zu beklagen.

„Trauert nicht, Frau Mutter“, sagte Petro, „vielleicht wird alles gut werden. Die Saporoger haben ihr Lager hier in der Nähe aufgeschlagen, Kyrylo kann schnell wieder bei Euch sein.“

„Täubchen“, sagte Kyrylos Mutter zu Petro, „tu mir den Gefallen und reit ins Heerlager zu diesen verfluchten Saporogern. Sieh dir dort an, was sie mit ihm machen wollen. Er muß vor der Kosakengesellschaft etwas verschuldet haben, und diese Burschen sind erbarmungslos. Geh, Täubchen, und erzähl uns, was sie mit ihm anstellen! Laß uns zwei Worte zukommen, daß er noch am Leben ist.“

„Gut“, sagte Petro, dem die arme Mutter leid tat, „ich gehe und hoffe, Euch eine gute Nachricht zu bringen.“

„Helfe dir Gott!“ riefen beide Frauen und sandten Petros Ritt Gebete nach.

Als Petro schließlich den Versammlungs- und Richtplatz der Saporoger erreicht hatte, stellte er fest, daß der Boden überall glatt und sauber mit Sand ausgestreut war. Hier gab es weder qualmende Öfen, Fässer noch Fuhrwerke mit Proviant, wie in dem Teil des Lagers, wo sich die zusammengeströmten Bauern und Bürger aufhielten. Rundum sah man nur die Zelte der Kosaken. Ein ständiges Kommen und Gehen beherrschte den Platz, der wie ein voller Bienenstock summt. Erst hier merkte Petro, daß sich die Saporoger von den einfachen Leuten in ihrer Kleidung kaum unterschieden. Man erkannte sie höch-

stens an den langen Haarschöpfen, die sie keß hinter das Ohr gesteckt trugen, und an den kostbaren Waffen.

Petro blieb stehen und sah sich um, ob er irgendwo Kyrylo Tur erblickte. Auf einmal sah er einen Mann von mittlerem Wuchs herannahen, der von Saporogern, Landwehrkosaken, Bürgern und einfachen Bauern umgeben war. „Iwan Martynowytsh, Iwan Martynowytsh!“ rief man von allen Seiten. Petro war es sogleich klar, daß es der Hetman sein mußte, der durch List die Gunst der Saporoger gewonnen hatte, die er gegen den Kosakenadel und den rechtmäßigen Hetman Ssomko anführte. Petro hätte angenommen, daß dieser Abenteurer, dem Fortuna hold gewesen war, sich nun zu einem stolzen Herrn in Gold und Seide aufgeschwungen hätte, doch weit gefehlt! Das Männlein trug einen kurzen grauen Überrock, Leinenhosen und abgetragene Stiefel. Nur am Säbel, der mit schwerem Gold beschlagen war, konnte man erkennen, daß er kein einfacher Kosak war.

Während Petro noch seine Überlegungen darüber anstellte, vernahm er Trommelschlag und lautes Rufen:

„Zur Ratsversammlung! Zur Ratsversammlung!“

Die Männer gerieten in Bewegung und liefen in die Richtung, von wo der Trommelschlag kam. Allen voran eilten die Saporoger Kosaken.

„Weshalb schlägt man die Trommel?“ fragte ein Kosak den anderen, als sie sich durch die Menge drängten.

„Weißt du's nicht? Heute wird Kyrylo Tur gerichtet.“

Petro beeilte sich, den zwei Saporogern zu folgen, denen er bis zum Richtplatz auf den Fersen blieb.

Es glückte ihm, einen so guten Platz einzunehmen, daß er über die Kosakenköpfe hinweg alles übersehen konnte. Inmit-

ten des abgezielten Richtkreises stand Kyrilo Tur, umgeben von seinen Waffenbrüdern. Bauern und Bürger drängten sich nach vorn, um das Saporoger Gericht mitzuerleben, doch die Kosaken vom Niederen Dnjeprland ließen nur ungern Außenstehende zu ihren Gerichtsversammlungen. Sie stellten sich in drei dichten Reihen Schulter an Schulter auf, stemmten ihre Füße so fest in die Erde, daß kein Landwehrkosak, Bürger oder Bauer es fertigbrachte, hindurchzukommen. Wer etwas erspähen wollte, mußte daher über die Köpfe der Saporoger hinwegblicken oder auf die Eichen klettern, um dem Gericht zuzusehen.

In der ersten Reihe stand der Hetman mit seinem Zepter. Zwei Bannerträger hielten Banner und Kreuzfahne über ihn. Rechts von ihm hatte sich der Richter mit seinem Stab aufgestellt, links der Heereskanzler mit dem Tintenfaß hinter dem Gürtel, einer Feder hinter dem Ohr und Papier in der Hand. Etwas weiter an den Seiten standen greise Ssitschkosaken mit langen weißen Schnurrbärten. Obwohl sie aus Altersgründen keine Ämter mehr bekleideten, besaßen sie entscheidende Stimmen in der Ratsversammlung. Mancher von ihnen hatte in jüngeren Jahren das Kosakenheer befehligt und war Otaman gewesen. Man achtete die Kosakenväter und hielt sie in hohen Ehren. Fünf alte Kosaken standen nun mit nachdenklichen Köpfen wie graue zottige Vögel da.

Die Truppenführer — Otamane genannt — und sonstigen Ältesten bildeten geschlossen den ersten Ring der Kosakenversammlung. Da sich die Kosaken auf dem Richtplatz befanden, waren sie alle barhaupt.

Das Gericht über Kyrilo Tur eröffnete Väterchen Puhatsch. Er trat aus seiner Reihe, verneigte sich tief nach allen vier

Seiten, verbeugte sich noch einmal vor dem Hetman, den greisen Ssitschkosaken, den Otamanen und begann ernsthaft seine Rede:

„Herr Hetman, ihr Kosakenväter, Otamane und Brüder, mutige Kampfgefährten, und auch ihr, orthodoxe Christen! Was sind die Grundlagen von Saporoshe, wenn nicht die Sitten der Väter? Keiner von uns kann genau sagen, wann die Ssitschgesellschaft entstanden ist. Es muß noch zur Zeit unserer warägischen Urahnen gewesen sein, die sich auf dem Festland und auf der See viel Ruhm erworben haben. Keiner von uns Kosaken hat diesen goldenen Ruhm je beschmutzt — weder der Kosak Bajda, der in Istanbul drei Tage an einem eisernen Haken aufgehängt hing, noch der Otaman Ssamijlo Kischka, der sich 54 Jahre in türkischer Gefangenschaft gequält hat; nur ein einziger Lump und Tollkopf hat es getan, der jetzt vor euch steht . . .“

Bei diesen Worten packte Puhatsch Kyrylo Tur bei den Schultern und drehte ihn nach allen Seiten.

„Sieh nur den anständigen Menschen in die Augen, du Teufelssohn, damit sie eine Lehre erhalten!“

„Was hat dieser Lump angestellt?“ setzte Väterchen Puhatsch seine Rede fort. „Er hat etwas Schändliches getan, worauf man nur — tfu — ausspucken kann. Man mag es nicht einmal aussprechen. Der Ruchlose hat sich mit Weibern eingelassen. Er hat nämlich ein Mädchen geraubt und sich ihm zuliebe in einen lebensgefährlichen Zweikampf eingelassen. Dadurch hat er unsere Kosakengesellschaft für alle Ewigkeit mit Schmach bedeckt. Herr Hetman, ihr Väter und Herren Otamane und Brüder, überlegt, beratschlagt und sagt, wie wir die Saporoger Kosaken von dieser Schmach reinwaschen sollen! Welche Strafe



hat dieser nichtsnutzige Tollkopf verdient, der das Junggesel-
lengelübde der Saporoger gebrochen hat?"

Niemand ließ eine Silbe verlauten, alle warteten auf die
Worte des Hetmans. Die greisen Kosaken forderten ihn auf:
„Sprich, Väterchen Hetman, dein Wort ist Gesetz.“

Iwan Martynowytch verneigte sich tief und sagte: „Teure
Väter, welchen klugen Rat könnte ich euch mit meinem schwa-
chen Verstand geben? In euren grauen verehrten Häuptern
sitzt doch die ganze Weisheit. Ihr kennt die uralten Sitten und
die Ordnung, richtet, wie ihr es versteht, ich werde es mit
meinem Hetmanstab bekräftigen, und das Urteil soll ausge-
führt werden. Angesichts eurer grauen Häupter sind wir Kinder
und Narren.“

„Wenn dem so ist, wollen wir nicht lange überlegen. An den
Schandpfahl mit Tur, er soll mit Schlagstöcken traktiert wer-
den!“

Der Hetman bekräftigte das Urteil mit seinem Stab. Der
Kreis geriet in Bewegung. Die Ratsversammlung war beendet.

Der Tollkopf Kyrylo wurde gefesselt und zum nahe gelege-
nen Schandpfahl geführt. Dort band man ihn fest, doch so, daß
er sich nach allen Seiten umdrehen konnte. Seine rechte Hand
war frei, damit er an den Scheffel herankonnte, um Met oder
Schnaps zu trinken. So war nämlich der Brauch dieser verteufel-
ten Saporoger Kosaken, daß neben dem Schandpfahl ein Fäß-
chen Schnaps oder Met und ein Korb mit Semmeln bereitstan-
den. Der Verurteilte konnte sich betrinken und leichteren Her-
zens sein Leben beschließen. Außerdem sollten auch die Kosa-
ken aufgemuntert werden, die Schlagstöcke zu gebrauchen, von
denen ein ganzes Bündel bereit stand. Jeder Kosak trat heran,
goß sich Met oder Schnaps in die Kehle, biß ein Stück Semmel

ab, ließ den Stock auf den Rücken des Sünders niedersausen und ging seines Weges. „Sie schlugen so tüchtig zu, daß, wenn sie einem sieben Stockhiebe verabreicht hatten, der Betreffende kein Brot mehr im Leben brauchte“, erzählten sich die alten Leute. Es geschah nur sehr selten, daß sich kein einziger Kosak dem Met oder Schnaps näherte und gleichgültig, als hätte er nichts gesehen, an dem Sünder vorüberging. Wenn dies geschah, konnte der Verurteilte seine Zeit abstehen, bis sie schließlich seine Fesseln lösten und er wieder ein freier Kosak war. Doch um sich eine solche Gnade zu verdienen, mußte man ein außerordentlich verdienter Kämpfer sein.

Auch Kyrylo Tur war nicht der geringste Kosak unter den Saporogern, bekannt als eine Seele von Mensch, doch sein Vergehen gehörte mit zu den schwersten: nichts bestrafte die Saporoger so streng wie das Nichteinhalten des Junggesellen-gelübdes. So konnte es geschehen, daß, wenn ein Kosak mit dem Verurteilten auch Mitleid hatte, er trotzdem seinen Schlag ausführte, damit sich nicht die Sünde unter den jungen Kosaken verbreitete.

Doch bei Kyrylo Tur brachte es so mancher fertig, sein strenges, grausames Saporoger Herz zu überwinden: hatte er nicht zusammen mit ihm gefährliche Abenteuer in der wilden Steppe bestanden, hatten sie einander nicht in der Stunde der Not geholfen? Überwältigt von ähnlichen Erinnerungen, ließ so mancher Kosak den Arm sinken und entfernte sich vom Schandpfahl.

Hinzu kam, daß Tours Gefährte, der Montenegriener Bohdan, ihn vor Schlaglustigen schützte. Unentwegt machte er sich beim Schandpfahl zu schaffen, stimmte so manchen Kosaken mit einem flehentlichen Blick um, gebot ihm Einhalt, andere wie-



derum erinnerte er an Turs einstige Hilfedienste und jagte sogar manchen schimpfend und drohend davon. Und da er für seine montenegrinische Leidenschaftlichkeit bekannt war, sprang so mancher Kosak wie eine Katze vom Speck beiseite, obwohl er ganz gern einen Becher Schnaps heruntergespült hätte. Kam aber ein Otaman des Weges, brachte es Turs Gefährte fertig, tränenvoll Gnade und Milde zu wecken. Freundschaft und Treue aber verstand man in der Saporoger Ssitsch zu schätzen.

Als aber nun Väterchen Puhatsch in eigener Person sich dem Schandpfahl näherte, wagte Bohdan nicht, sich dem düsteren Greis entgegenzustellen, ihn fortzuscheuchen oder ihm etwas zu sagen. Er war schon drauf und dran, ihn um Milde zu flehen, aber die Zunge wollte ihm nicht gehorchen. Wie sich ein junger Hund vor dem alten Köter aus dem Nachbardorf hinter

das Tor verkriecht, wick nun der arme Montenegriner vor dem grausamen Kosaken zurück und ließ ihm den Weg frei. Puhatsch kam zum Schandpfahl, trank einen ordentlichen Scheffel Schnaps aus, lobte dessen Stärke, biß in eine Semmel hinein und nahm den Schlagstock in die Hand.

„Dreh dich um, du Hundesohn!“ brüllte er Tur an.

Der Ärmste drehte sich um, und Puhatsch versetzte ihm einen so tüchtigen Schlag, daß man die Knochen im Rücken knacken hörte. Doch Kyrlyo Tur erwies sich als echter Saporoger: weder verzog er sein Gesicht, noch stöhnte er dabei auf.

„Merke dir, du Taugenichts, wie man Kosakensitten zu ehren hat!“ rief Puhatsch, legte den Schlagstock beiseite und entfernte sich.

Als Petro von weitem diesen Saporoger Schlag gesehen hatte, kam er zu dem Schluß, daß Kyrlyo viele solcher Schläge nicht aushalten würde. Er tat ihm aufrichtig leid, und Petro näherte sich Tur, weil er ihn fragen wollte, was er Mutter und Schwester von ihm bestellen solle.

Bohdan indes nahm an, daß Petro ausprobieren wollte, ob Turs Rücken kräftig genug war. Er stellte sich als Schutzwand vor Tur auf, zog seinen Säbel und zischte: „Ich werde nicht zulassen, daß auch noch Fremde meinen Gefährten quälen! Wir haben genug eigene Kosaken im Lager!“

„Du scheinst ja nicht viel Verstand im Kopf zu haben!“ rief Kyrlyo Tur. „Laß ihn, er ist ein guter Mensch, wenn du im Moor steckenbleiben solltest, würde er dir die Hand reichen, um dich herauszuziehen. Gesundheit, Bruder! Siehst du, wie hübsch man bei uns Gäste traktiert? Das sind keine Pfannkuchen mehr! Komm, laß uns einen Schnaps trinken, damit uns leichter ums Herz wird!“

„Trink selbst, Bruder, ich kann nicht“, sagte Petro. „Hoffentlich kommen die Alten nicht auf den Gedanken, es dir mit Schlägen heimzuzahlen“, sprach Petro seine Befürchtung aus.

„Dann auf deine Gesundheit!“ sagte Kyrylo und trank allein.

„Was soll ich Mutter und Schwester bestellen?“ fragte Petro.

Als Kyrylo Tur von Mutter und Schwester hörte, ließ er traurig den Kopf hängen und antwortete mit den Versen eines alten Kosakenliedes:

„Wer von euch Kosaken in die Stadt wird kommen,
bestelle meiner Mutter einen letzten Gruß!
Ohne Unterlaß fortan wird sie weinen,
denn die Raben krächzen über ihrem Sohn.“

„Das werden sie tun, du Teufelsohn!“ rief ein greiser Ssitschkosak, der sich mit drei weiteren Alten genähert hatte. „Hoffe nicht, daß dich die jungen Kosaken verschonen, wir alten werden dich ins Jenseits hinüberbefördern. Laß uns nur einen ordentlichen Schnaps heruntergießen.“

Der alte Kosak nahm den Scheffel, schöpfte aus dem Faß und goß sich den Schnaps in die Kehle. Er räusperte sich, packte den Stock und meinte: „Was meint ihr, Väter, wir geben ihm am besten eins über den Schädel, dann ist er erledigt!“

„Nein, Bruder, keiner von uns hat je gehört, daß ein Verurteilter auf den Kopf geschlagen worden wäre“, sagte ein anderer Greis. „Der Kopf — das ist das Ebenbild Gottes. Es ist eine Sünde, den Stock dagegen zu erheben. Der Kopf ist unschuldig. Aus dem Herzen kommen alle bösen Gedanken: Untaten, Ehebruch, Diebstahl . . .“

„Was tun, Bruder“, meinte ein dritter Greis, „wenn man das verfluchte Herz mit dem Knüppel nicht erreichen kann? Es ist unzulässig, einen solchen Sünder auf der Erde herumlaufen zu

lassen. Saporoshe ist wegen solcher Kerle wie er längst nicht mehr das, was es einst gewesen ist.“

„Hört zu, Väter“, meinte ein vierter alter Kosak. „Wenn Kyrylo Tur unsere Hiebe aushält, soll er leben. Ein Kosakenrecke wie er kann noch zu manchem taugen.“

„Der soll noch zu etwas taugen?“ fragte Puhatsch im Vorbeigehen. „Wozu braucht das Christenvolk einen Sünder wie ihn? Haut den Teufelsohn! Schade, daß ich den Stock nicht noch einmal erheben darf, ich würde ihn so lange prügeln, bis die ganze Bütte Schnaps leer ist. Schlagt zu, Väter, er hat es wahrlich verdient!“

Die Alten tranken je einen Scheffel Schnaps, packten die Schlagstöcke und ließen sie auf Kyrylos Rücken niedersausen. Sie hatten noch Kraft genug in ihren Armen, und Turs Rücken knackte ordentlich dabei. Doch er hielt die vier Schläge aus, ohne sein Gesicht zu verziehen. Als die Alten fortgingen, scherzte er noch zu Petro: „In unserem Saporoger Schwitzbad wird ganz ordentlich geschlagen. Nach so einem Bad hat man weder Rücken noch Kreuzschmerzen mehr.“

„Was soll ich der Frau Mutter bestellen?“ fragte Petro niedergeschlagen.

„Was sollst du ihr sagen? Einfach — der Kosak hat um ein Nichts sein Leben verspielt. Bohdan weiß, wo mein Schatz begraben ist. Einen Teil soll er Mutter und Schwester abgeben, einen anderen nach Kiew der kirchlichen Laienbruderschaft abliefern; denn dort hat mich die Sünde versucht, dort sollen sie für meine Seele beten. Einen dritten Teil soll Bohdan nach Montenegro mitnehmen, damit die dortigen Recken Bleibohnen und schwarze Hirse kaufen, um bei ihren Kämpfen gegen die Türken Kyrylo Turs zu gedenken.“

„Fasse Mut, Bruder“, sagte Bohdan, „kein Mensch wird mehr gegen dich den Arm erheben. Bald werden sie an die Kessel schlagen und zum Essen rufen. Dann werden sie kommen, um deine Fesseln zu lösen, und du wirst ein freier Kosak sein.“

Petro mußte bis zum Mittagessen warten, bis er der Mutter und der Schwester die gute Kunde bringen konnte. Als er über den Versammlungsplatz ging, stellte er fest, daß nicht nur der Montenegriner Kyrylo Tur verteidigte. Viele Kosaken, die anderen begegneten, griffen nach den Säbeln und sagten:

„Beeil dich nur mit dem Schnapstrinken, ich will ihn dir rasch wieder herauslassen!“

Als man dann mit Kesselschlägen die Mittagszeit ankündigte, stürzten etliche Saporoger zu Kyrylo Tur. Sie lösten seine Fesseln, umarmten ihn und begrüßten ihn nach dem überstandenen Saporoger Schwitzbad.

„Zur Teufelsmutter mit euch!“ schrie Tur sie an. „Hättet ihr am Schandpfahl gestanden, die Lust zu Umarmungen wäre euch vergangen!“

„Na, du Höllensohn“, kam der alte Puhatsch auf ihn zu, „wie schmecken die Kosakenschläge? Vielleicht tut dir der Rücken jetzt so weh wie dem Teufel, der einen Mönch ins Heilige Land begleitete? Hier, leg diese Blätter auf deine Wunden, morgen spürst du keine Schmerzen mehr. Auch wir haben in unserer Jugend so manchen Schlagstock abbekommen und wissen, was gut dagegen ist.“

Die Kosaken zogen Kyrylo die Kleider vom Leib, und Petro lief ein kalter Schauer über den Rücken, als er Turs ehemals weißes, mit Hohlsaum verziertes Hemd in Blut getaucht sah. Es klebte an den Wunden. Kyrylo mußte die Zähne zusam-

menbeißen, um nicht aufzuwachen, als es heruntergezogen wurde. Väterchen Puhatsch legte ihm selber die großen Blätter auf, nachdem er die Wunden mit Salbe behandelt hatte.

„Jetzt werde gesund und mach keine Seitensprünge mehr, sonst kommst du noch wie ein Hund um!“ rief er ihm zu.

Die Kosaken packten scherzend die Fässer mit Met und Schnaps, vergaßen die Semmeln nicht und führten Kyrylo ins Zelt zum Essen.



In der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde der junge Kosakenstaat von schweren inneren Auseinandersetzungen erschüttert, die von seinen Nachbarn geschürt und ausgenutzt wurden. Polen versuchte noch einige Jahrzehnte nach dem Befreiungskrieg der Kosaken 1648—54, die selbständig gewordenen Gebiete wieder an sich zu reißen.

PANTELEJMON KULISCH

Kosakentreue

„Ich werde dir etwas Merkwürdiges erzählen“, sagte der Gegenhetman Brjuchowezkyj zu seinem Begleiter Petro Serdjuk. „Hör dir nur an, was ich heute früh geträumt habe: Ich sei betrunken hierher ins Schloß gekommen und hätte mich schlafen gelegt. Als ich in der Früh erwachte, meldeten mir die Leute, daß sich ein Wunder ereignet hätte — eine Maus hätte meinem Gegner Ssomko den Kopf abgebissen! Wie kommt dir das vor? Weshalb nur dieser seltsame Traum? Wenn du mir diesen Traum deuten könntest, ich würde es dir lohnen . . .“

Der Kosak überlegte eine Weile. „Was soll ich dazu sagen, Herr Hetman, soll sich ein Saporoger etwa in eine Ratte verwandeln?“

Brjuchowezkyj umarmte Petro Serdjuk für diese Worte. Im Schloß angelangt, zog er seinen goldenen Ring vom Finger und sagte: „Dieser Ring vermag jeden in eine Ratte zu verwandeln, die, wenn nötig, auch durch zwölf Türen hindurch kann.“

Streif ihn über deinen Finger, und kein Mensch wird dich aufhalten. Weshalb weichst du wie vor Tollkraut zurück?“

„Ich weiche zurück, weil der Kosak vom Niederen Dnjeprland zwar zu jeder Zauberei fähig ist, aber so etwas hat noch nie ein Kosak vollbracht! Lebe wohl, Hetman. Vielleicht vergeht dir mit dem Rausch auch der Traum!“

Brjuchowezkyj war zumute, als hätte ihn ein kalter Schauer übergossen. „Es muß stimmen, wenn man sich erzählt, daß der Kosak niemals ein Henker war“, murmelte er und begann unruhig im Zimmer hin und her zu gehen. Doch nach einer Weile rief er laut:

„Alles Aberglaube, zum Teufel damit! Als wäre es nicht das gleiche, seinen Feind auf der Ratsversammlung zu erstechen oder ihm im Kerker das Messer zwischen die Rippen zu jagen!“

Er überlegte noch eine Weile, während er durch das Zimmer hin und her schritt, und brummte schließlich:

„Offenbar ist es nicht das gleiche! Weshalb gehe ich nicht selbst und entledge mich seiner? Solange Ssomko Hetman war, bin ich mutig gegen ihn vorgegangen, aber jetzt scheint mich eine gewisse Angst zu überfallen . . .“

Der ruchlose Brjuchowezkyj ging noch immer in Gedanken in seinem Zimmer hin und her, als unerwartet ein Wachkosak hereintrat und sagte: „Ein Mann kommt in einer dringenden Angelegenheit zu Euch.“

Der Gegenhetman ließ den Mann eintreten. Eine Vogel-scheuche kam ins Zimmer, auf dem Kopf eine Kapuze, die nur die Augen frei ließ. Unter einem weiten Umhang hob sich auf dem Rücken ein Buckel ab und entstellte die Gestalt. Unwill-

kürlich erschrak Brjuchowezkyj, und seine sündige Seele erzitterte vor Angst.

„Wer bist du?“ fragte er.

„Der, den du brauchst.“

Dem Gegenhetman lief ein Schauer über den Rücken.

„Wen . . . brauche ich denn?“

„Du brauchst einen, der den Hetmanstaat zu Tode zaubert, denn überall versammeln sich schon die Menschen um den Kosakenadel und überlegen, wie sie Ssomko befreien können. Auch die Bürger der Stadt Nishyn reden von Ssomko wie die Juden von ihrem Moses.“

„Wer bist du?“

„Ich bin ein unbedeutender Mann. Ein einfacher Schuster aus Saporoshe, doch wenn ich einem ein paar Stiefel verpasse, dann braucht er kein zweites mehr.“

„Wie willst du den Hetmanstaat zu Tode zaubern?“

„Ganz einfach. Ich werde hingehen und Ssomko deinen Traum erzählen. Da wird sich im Land alles beruhigen.“

„Satan!“ schrie Brjuchowezkyj auf. „Woher kennst du meinen Traum?“

„Von der schnurrbärtigen Ratte!“

„Der werde ich es heimzahlen!“

„Herr Hetman, beherrsche dich einen Augenblick. Überleg lieber, wie du diesen Feind los wirst, damit es uns deinetwegen nicht so ergeht wie im Sprichwort: Heute Herr, morgen hörig!“

Brjuchowezkyj schwieg eine Weile. „Laß dich ansehen“, sagte er schließlich, „ich muß wissen, ob sich der Leibhaftige selbst zu mir gesellt hat . . .“

„Der Leibhaftige hat viel Arbeit in den Klöstern“, erwiderte der Mann und schob seine Kapuze zurück.

„Kyrylo Tur!“

„Pst, Herr Hetman! Es genügt, wenn du allein weißt, wer Ssomkos Henker sein wird“, sagte Kyrylo und strich sich die Kapuze wieder über den Kopf.

„Willst du so etwas auf dich nehmen?“ fragte Brjuchowezkyj.

„Warum nicht? Sind meine Hände etwa nicht die eines Menschen?“

„Man erzählt sich, du wärest mit Ssomko einst befreundet gewesen!“

„Wie der Teufel mit dem Popen. Seit langer Zeit habe ich es auf ihn abgesehen. In Kiew hätte ich ihm, wie du weißt, beinahe meine Freundschaft bezeugt, doch unsere alten Saporoger haben mich dafür mit Stockschlägen traktiert . . . So viel Gerechtigkeit gibt es auf der Welt!“



„Was hast du gegen Ssomko?“

„Das ist meine Sache. Ich habe meine eigene Abrechnung und du die deine. Ich frage dich nicht, frage du auch mich nicht. Halt mich nicht auf, Herr Hetman, und wenn ich dir dafür danken soll, daß du mich zum Hauptmann befördert hast, dann sag mir schnell, wie ich zu ihm gelangen kann.“

„Ganz einfach. Nimm diesen Ring, und du wirst überall eingelassen.“

„Ein schöner Ring“, sagte Kyrylo Tur, „ein Köcher und ein Pfeil sind auf dem Wappen eingeritzt.“

„Dieser Ring hat seine Geschichte. Chmelnyzkyj hatte ihn mir zum Andenken geschenkt.“

„So, so“, meinte Kyrylo Tur, „ein Geschenk aus guter Hand also. So dient der Ring nun einer guten Sache.“ Mit diesen Worten verließ er den Raum.

Brjuchowezkyj geleitete ihn selbst zur Tür, und Kyrylo flüsterte ihm beim Weggehen zu: „Leg dich schlafen und mach dir keine Sorgen! Vor Morgengrauen hast du einen Traum gehabt, vor Morgengrauen wird er in Erfüllung gehen!“

Kyrylo Tur entfernte sich, eingehüllt in seinen Umhang. Keiner hätte seinen sonst schwungvollen Gang und die hohe schlanke Gestalt erkennen können, denn er ähnelte einem buckligen Alten. Draußen dämmerte es schon, als er sich Ssomkos Kerker näherte. Am Haupteingang stand ein Kosak mit einer Lanze, die er gegen Kyrylo Tur erhob.

„Scher dich weg!“ sagte er grob.

„Und das hier?“ Kyrylo zeigte den Ring am Finger.

Der Wächter erkannte das Zeichen des Hetmans und öffnete ihm die Tür. Hinter ihr befand sich bald eine weitere Tür. Dort stand ebenfalls ein Kosak Wache. In einem Winkel auf dem

Fensterbrett brannte eine Ölfunzel. Auch dieser Wächter ließ Tur schweigend vorbei, als er den Ring an seinem Finger gesehen hatte. Hinter der zweiten Tür gab es noch eine dritte, an der wieder ein Kosak stand. Kyrylo Tur nahm dessen Funzel in die Hand und seine Zellschlüssel.

„Geh zu deinen Gefährten, ich werde dem Gefangenen die Beichte abnehmen. Es könnte etwas an dein Ohr dringen, was dich taub machen würde.“

Der Kosak erwiderte nur: „Ich bin recht froh, hier rechtzeitig weggehen zu können; denn ich kann mir genau vorstellen, um was für eine Beichte es sich handelt.“

„Wenn du es weißt, um so besser“, meinte der Saporoger. „Bleib ruhig bis zum Morgen fort. Der Gefangene wird nach der Beichte einschlafen . . .“

„Jeder würde nach deiner Beichte einschlafen“, brummte der Wachkosak und schloß die Tür.

Als der Kosak die Kammer verlassen hatte, trat Kyrylo in die Zelle des Gefangenen und sperrte sie sogleich von innen ab. Dann leuchtete er mit seiner Funzel und erkannte Ssomko in der Tiefe der Zelle auf einer nackten Bank. Mit einer um seine Mitte geführten Kette war er an die Wand gefesselt, Eisenschnellen umschlossen auch seine Füße. Er trug einen alten zerfetzten Oberrock, war ohne Gürtel und Stiefel. Alles hatten die Wegelagerer ihm heruntergerissen, als sie ihn in den Kerker gebracht hatten. Einzig sein mit silbernen Fäden besticktes Hemd hatten sie nicht wegzunehmen gewagt. Von all seinem Reichtum war ihm nur dieses Hemd geblieben. Es war seltsam und traurig, zu sehen, wie es in der elenden Zelle leuchtete!

Kyrylo Tur stellte seine Funzel auf dem Fensterbrett ab und näherte sich dem düster dreinblickenden Gefangenen. Er sah

ihn eine Weile schweigend an. Dann holte der Saporoger ein Messer aus dem Stiefelschaft und zeigte es Ssomko. Dieser hob die Augen zum Himmel und bekreuzigte sich. Dann sagte er ruhig:

„Nun? Tu doch, was man dir aufgetragen hat!“

Kyrylo aber fragte mit brüchiger, näseler Stimme: „Hast du keine Angst zu sterben?“

„Vielleicht hätte ich Angst, wenn nicht geschrieben stünde: ‚Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib umbringen, denn die Seele können sie nicht töten . . .‘“

Tur erwiderte: „Das sagst du nur so dahin, weil du den Stahl unter der Haut noch nicht spürst. Ich will dir ein wenig die Brust ritzen . . .“

„Ausgeburt der Hölle!“ schrie Ssomko plötzlich auf. „Mein Blut ist dir noch zu wenig? Willst du dich noch an meinen Qualen ergötzen? Ich sehe schon, daß du wie ein Wurm unter der Erde gewöhnt bist, Christenblut zu saugen! Dann saug dich fest! Teufel, du wirst Ssomko nicht stöhnen hören!“

„Gut, bei Gott, das ist gut!“ sagte Kyrylo schließlich mit seiner eigenen Stimme und schob das Messer wieder in den Stiefelschaft. „Bei Gott, mir scheint, daß alle Menschen Fiedeln sind und ich ihr Bogen. Sobald ich meinen Bogen über sie führe, spielen sie auf. Ich lebe nicht mein eigenes Leben, ich feiere ein endloses hohes Fest!“

„Was soll das bedeuten!“ rief Ssomko wie von Sinnen. „Sehe ich vor lauter Einsamkeit Gespenster? Um Himmels willen, sag, bist du wirklich Kyrylo Tur, oder ist mein Geist von all der Qual umnachtet?“

„Fragst du noch?“ lachte der Saporoger. „Welcher Spitzbube außer Tur würde durch drei Türen zu dir gelangen? Nur er

allein kann alles so verzaubern, daß er selbst nicht mehr weiß, was er tut.“

„Was willst du mir noch sagen?“ drängte der gefangene Hetman.

„Folgendes: Laß uns schnell die Kleider wechseln und verlasse rasch dieses verfluchte Loch. Höchstens eine Schlange kann hier leben, aber kein Mensch. Dem Teufel soll so etwas gefallen! Dort draußen unter der Stiereiche erwartet dich genau so ein Tor wie ich: der alte Oberst Schram, der Pfarrer von Pawolotsch, mit seinem Sohn Petro. Er wollte schon umkehren, weil er angenommen hatte, daß du hoffnungslos verloren wärest, und beeilte sich, seine Stadt zu retten, die sein erbitterter Feind Teterja belagert. Ich schickte ihm einen Kosaken nach und ließ dem Alten bestellen: ‚Warte, Pfarrer, vielleicht können wir den Falken aus seinem Käfig befreien!‘ Unter den Leuten ließ ich inzwischen das Gerücht verbreiten, daß Ssomko schon frei ist, sie mögen sich zusammentun und auf das Losungswort warten. Du weißt es vielleicht nicht, daß inzwischen die ganze Ukraine diesen Wegelagerer Brjuchowezkyj durchschaut hat. Jetzt brauchst du nur zu rufen, und sie werden sich zu Tausenden um dich scharen. Es werden auch diejenigen kommen, die nicht auf der Ratsversammlung waren, denn zu diesem Schwarzen Rat war nur Lumpenpack zusammengeströmt, die ordentlichen Leute hatten den Abenteurern keinen Glauben geschenkt und waren daheim geblieben. Deshalb war es Brjuchowezkyj gelungen, zusammen mit seinem Pöbel so etwas anzurichten. Auch aus Saporoshe waren lauter Abenteurer hierher gezogen, denn alle ordentlichen Kosaken sind auf deiner Seite, du brauchst sie nur zu rufen, und sie werden dir zu Hilfe eilen. Weshalb hörst du zu, als erzählte ich dir ein Märchen?“

„Ich höre still zu“, erwiderte Ssomko, „weil dieser Kampf kein gutes Ende nehmen wird. Um die Hetmanwürde zu erlangen, hat schon Wyhowskyj viel Blut vergossen. Eine Unmenge Landsleute hat Jurij Chmelnyzkyj geopfert, als er um sein Recht kämpfte, über die links- und rechtsufrige Ukraine zu herrschen. Wird das Christenblut in der Ukraine nie aufhören zu fließen? Nun soll ich noch anfangen, die einen gegen die anderen zu führen und Menschenblut vergießen, um zu meinem Recht zu gelangen? Denn Brjuchowezkyj sitzt mit seinen Kosaken ganz fest im Sattel! Um ihn zu besiegen, müßte man die halbe Ukraine opfern. Wozu das alles? Damit nicht Brjuchowezkyj, sondern Ssomko Hetman bleibt?“

„Aber nein, wenn du's wissen willst“, rief Kyrylo Tur, „nicht damit Ssomko Hetman bleibt, sondern damit das Recht über das Unrecht siegt!“

„Kyrylo, das Recht wird auch ohne uns siegen. Vielleicht prüft unser Herrgott die Ukraine und hat sie absichtlich den Wegelagerern ausgeliefert? Anscheinend kann man nur durch Leid und Elend die Menschen zu Verstand bringen.“

„Du sagst dich also von deinem Hetmanrecht los?“ fragte Kyrylo Tur.

„Was würdest du an meiner Stelle tun? Als ich Gefährten und Freunde hatte, Regimenter und Kanonen, hat der Herrgott meine Herrschaft nicht gesegnet. Meine Freunde und meine Untertanen haben sich von mir abgewandt und meinen Namen verleugnet. Weshalb soll ich mich jetzt gegen mein Schicksal auflehnen?“

„Der alte Oberst Schram denkt anders“, meinte Kyrylo.

„Auch ich habe stolze und gierige Gedanken gehegt, bis mir der Tod in die Augen geblickt hat.“

„Wie dem auch sei, in deinem Kopf ist noch genug Verstand zurückgeblieben, obwohl dir der Tod in die Augen geschaut hat. Es hat keinen Sinn, in dieser Mördergrube auf den Holzhammer zu warten, wenn dir die Tür sperrangelweit offensteht. Hier, du brauchst nur diesen Umhang um deine Schultern werfen, nimm den Ring für alle Fälle mit, und du kommst durch Feuer und Wasser durch.“

„Und die Fesseln?“

„Fesseln, was sind schon Fesseln! Ich habe für alle Fälle ein Kraut mitgebracht, das man nur draufzulegen braucht, und sie springen auseinander. Gib deine Füße her.“

„Warte, Bruder“, rief Ssomko, „sag erst, wie du selbst hier hinauskommst?“

„Was kümmert dich das? Geh nur, ich werde einen Ausweg finden.“

„Nein, Täubchen, das wird es niemals geben! Es soll der sterben, der von Gott gezeichnet ist. Mit fremdem Tod will ich meine Freiheit nicht erkaufen!“

„Tod!“ lachte Kyrlyo Tur. „Redest solchen Unsinn daher! In diesem feuchten Loch scheint dein Kopf nicht ganz richtig zu arbeiten. Meinst du etwa, ich würde hier hocken bleiben? Da hätte sich aber ein Dummkopf gefunden. Noch ehe die Sonne aufgeht, werde ich frei sein!“

„Wie willst du hier rauskommen?“

„Wie? Der Herrgott wird es mir schon eingeben . . . Das ist meine Sache. Hast du nichts von unseren Zauberern gehört, die mit Kohle ein Boot an die Wand malen, sich hineinsetzen und wie aus einer Bucht davonschwimmen? Ist Kyrlyo Tur etwa dümmer als alle anderen, daß er sich nicht etwas Ähnliches ausdenken könnte?“

„Ich staune nur, wie du scherzen kannst, da du bereit bist, in den Tod zu gehen!“

„Mein teurer Herr!“ erwiderte Kyrylo, „ist denn unser ganzes Leben nicht ein einziger Scherz? Man schmiert sich die Lippen mit Honig voll und nimmt an, das sei das Glück! Schaut man aber hin — so ist alles nur Trug. Also wirft man es für ein Nichts hin. Doch was reden wir da! Komm rasch, laß uns die Kleider wechseln!“

„Nein, mein Täubchen, das wird es niemals geben!“

„Wieso nicht? Soll ich als Lügner vor Schram hintreten? Das darf niemals geschehen, denn das war meine einzige Freude, den alten Vogel zu überzeugen, daß der Saporoger Kosak nicht der letzte Lump ist. Willst du mir jetzt diese Freude nehmen?“

„Also tust du es nur, um die Saporoger vor dem alten Oberst zu rechtfertigen?“

„Wozu sonst? Meinst du, ich hätte dabei an das sogenannte Vaterland gedacht? Mit meinem eigenen Kopf Ssomko retten, weil er im Augenblick mehr benötigt wird als ich selbst? — Unsinn! So handelt nur einer, der nicht versteht, daß einem das Hemd näher ist als der Rock . . . Wenn es darum ginge, seinen Kopf für die eigenen Kinder hinzugeben, dann wäre es eine heilige Sache, denn welchen Vater dauern seine Kinder nicht? Aber den Kopf für ein Hirngespinnst unter das Beil zu stecken? Nein, mein Teurer, unsere Ukraine hat nur wenige solcher Irrer. Bin ich etwa eine Ausgeburt?“

„Ach, du mein geliebter Tur!“ rief Ssomko, „auch hierher, in den Kerker, hast du mir Freude gebracht. Jetzt werde ich leichter für das Recht mein Leben lassen, denn das Recht lebt nicht nur in meinem Herzen, es wird in der Ukraine nicht um-



kommen! Laß uns Abschied nehmen, bis wir uns im Jenseits wiedersehen!“

Der Saporoger verfinsterte sich: „Du willst also wirklich in dieser Mördergrube bleiben?“

„Ich habe schon gesagt, daß ich mit fremdem Tod meine Freiheit nicht erkaufen will. Was Ssomko sagt, bleibt unerschütterlich.“

„So?“ fragte Kyrlo Tur und blickte Ssomko tief in die Augen.

„Ja!“ erwiderte Ssomko und sah ihn ebenfalls fest an.

„Verflucht sei diese Stunde!“ rief Tur verzweifelt. „Wer in ihr geboren oder ein Werk beginnen wird, soll weder Glück

noch Geschick haben! Schiffe sollen im Meer versinken! Pferde in Torausfahrten stolpern! Und sollte der Herrgott jemandem in dieser Stunde einen ehrlichen Tod schicken, möge die Seele in den toten Leib zurückkehren! Verflucht, verflucht, verflucht von heute in alle Ewigkeit. Leb wohl, mein teurer Bruder! Auch ich werde auf dieser elenden Welt nicht mehr lange verweilen!“

Weinend umarmten sie einander.

Kyrylo Tur verließ das feuchte Loch, nahm den Umhang ab und warf ihn der Wache zu:

„Nehmt, ihr Höllensöhne, für den Ein- und Ausgang! Merkt euch, nicht Brjuchowezkyjs Henker, sondern Kyrylo Tur war hier, um eine rechtschaffene Seele zu besuchen.“

Als Tur an dem Wachkosaken im Hof vorbeiging, warf er ihm das Kissen zu, das ihm als Buckel gedient hatte.

„Nimm das, du Hund, damit du nicht auf Stroh schläfst, während du eine unschuldige Seele bewachst!“

Kyrylo Tur verließ das Schloß. Er brauchte nur seinen Ring zu zeigen, und er kam überall durch.

Bald fand er seinen Gefährten Bohdan Tschornohor, der ihn mit den Pferden unter einem alten Glockenturm erwartete. Bohdan hatte keine Ahnung von Turs Plänen gehabt. Als Tur ihn zurückließ, hatte er ihm den Befehl hinterlassen: „Es wird ein Mann zu dir kommen und sagen: ‚Such den Wind in der Steppe!‘ Setz ihn auf mein Roß und bring ihn zur Stiereiche. Ich selbst werde dich später schon finden!“

Traurig war es für Tur, sich aufs Pferd zu setzen, das er für Ssomko bereitgestellt hatte, noch trauriger war ihm ums Herz, als er zu dem alten Oberst zurückreiten und ihm sagen mußte, daß Ssomko nie mehr unter die Kosaken zurückkehren würde. —

Der alte Schram wartete schon ganz ungeduldig unter der Stiereiche. Als er in der Ferne zwei Reiter erblickte, sprang er aufs Pferd und eilte ihnen entgegen. Doch als er merkte, daß Ssomko nicht dabei war, ließ er den Kopf tief sinken. Er wollte Tur fragen, hatte aber Angst, es zu tun. Schließlich stieß er hervor:

„Wo ist Ssomko?“

„Hast du mir wirklich geglaubt?“ fragte Kyrylo Tur. „So kann man also den Leuten die Köpfe verdrehen und dabei Saporoger bleiben!“

„Kyrylo!“ herrschte der Oberst ihn an. „Nun reicht’s aber! Deine Stimme gehorcht dir nicht! Wenn es dir nicht gelungen ist, so sag wenigstens, warum!“

„Darum“, sagte Tur, „weil Ssomko genau so ein Tor ist wie wir beide. ‚Mit fremdem Tod will ich meine Freiheit nicht erkaufen!‘ Ich hatte ihm die Wahrheit ausgebreitet, er aber blieb eigensinnig. Mit einem Wort — auf dem Kopf eines Toren kann man mit der Axt sogar Pflöcke zuspitzen! So habe ich ihn zurückgelassen. Hätte ich lieber meinen Kopf dortgelassen! Lebt wohl, Herr!“

„Was wirst du jetzt anfangen?“ fragte Schram.

„Doch nicht das gleiche wie du — ins Feuer rennen. Ein Lebender denkt ans Leben . . .!“

Rußland hat sich an die Vereinbarungen von Perejaslaw, die den Kosakenstaat dem Schutz des Zaren unterstellten, nicht gehalten und ging bald dazu über, die Spannungen zwischen den adeligen und den niederen Kosaken dazu auszunutzen, seinen Einfluß auf die Ukraine auszudehnen.

MARKO WOWTSCHOK

Ein geheimnisvoller Bote

Bei Danylo Tschaban hatten sich an einem Sommerabend Nachbarn eingefunden. Die Stunde war still und dämmerig, die Gäste saßen schweigsam und ernst da, als hingen sie den gleichen Gedanken nach, als drücke sie die gleiche Last. Nur selten stellten sie Andrij Kruk eine Frage, die die Hauptstadt Tschyhyryn betraf, und sagte jemand etwas, dann ging es stets nur um diese eine Stadt.

Andrij mußte die Stadt gut kennen, denn er antwortete ohne Säumen, seine Worte umrissen Mauern, Straßen und Befestigungswälle auf das genaueste.

Die Frauen in der Stube hörten sorgenvoll dem Wortwechsel der Männer zu. Als die Unterhaltung verebbte und Rauchschwaden die schnurrbärtigen Gesichter verhüllten, gingen die Frauen unwillkürlich zum Flüsterton über. Dabei war stets nur von Gefechten und gefallenen Kriegern die Rede.

Ein altes Mütterchen saß wie versteinert da und warf immer wieder, sobald die anderen innehielten, dieselben Worte hin:

„Meine beiden Söhne sind fort . . . ich selbst habe sie ausgerüstet . . .“

„Ist dein Bursche auch fort?“ fragte ein junges Mädchen leise ihre Freundin. Am blassen Gesicht, an der inneren Unruhe konnte man erkennen, daß auch sie ihren Liebsten hatte fortlassen müssen. „Er ist weg, gestern abend haben wir . . .“ Sie wollte etwas erzählen, doch ihre Lippen begannen zu beben, und die Freundin drängte sie nicht.

Die Kinder saßen still in einem Winkel und verfolgten atemlos, was die Erwachsenen erzählten. Mit gespitzten Ohren und gespanntem Blick bemühten sie sich, jedes Wort, jede Geste einzufangen. Nur ein kleiner Gast mit hellblondem Haar und großen leuchtenden Augen band, mit herausgestreckter Zungenspitze und zur Seite geneigtem Kopf, eifrig Grashalme zu Bündeln zusammen. Doch nach einer Weile lag der kleine Kerl selbst wie eine Garbe, vom Schlaf übermannt, zu Füßen seiner Mutter.

Plötzlich klopfte jemand von draußen an die kleine Fensterscheibe . . .

Keiner schien das Klopfen gehört zu haben, denn erst als es laut und deutlich wiederholt wurde, horchten die Menschen in der Stube auf. Der Hauswirt erhob sich von seinem Platz und ging zur Tür. Die Männer pafften seelenruhig ihre Pfeifen weiter, nur die Frauen und Kinder blickten ängstlich auf.

Danylo Tschaban öffnete die Tür einen Spalt und fragte, wer draußen sei. Eine klangvolle Stimme antwortete, daß ein müder Wandersmann den freundlichen Hauswirt bitte, eintreten und sich ausruhen zu dürfen.

Danylo rief: „Herzlich willkommen“, öffnete die Tür und ließ den Gast eintreten.

Durch die offene Tür drang zunächst die duftende Abendluft herein, einige blasse Sterne blinkten am Himmel auf, bis eine riesige Männergestalt die Türöffnung ganz ausfüllte.

„Gott helfe euch!“ rief der Fremde, und in allen Winkeln hallten seine Worte wider. Der Gast mußte, um einzutreten, seinen Kopf tief beugen und eine Schulter vorschieben.

Wären im Haus lebhaftere, neugierige Menschen gewesen, sie hätten bestimmt nicht gewußt, wie sie diesen Wanderer empfangen sollten; denn obwohl die Ukraine für ihre kraftstrotzenden, schönen Kosakengestalten bekannt war, schien der Mann, der nun Danylo Tschabans Haus betrat, nicht seinesgleichen zu haben. Sein riesiger Wuchs paarte sich mit Kraft und Geschmeidigkeit, das strenge braungebrannte Gesicht mit den feuersprühenden Augen, die Ruhe und Umsicht, die von ihnen ausging, hätten jeden gezwungen aufzumerken.

Doch in Danylos Haus saßen Menschen beisammen, die man nicht so leicht aus der Fassung bringen konnte. Sie begrüßten den müden Wandersmann, wie es sich in solchen Fällen gehörte: man bat ihn freundlich, Platz zu nehmen, und bewirtete ihn mit dem, was Gott beschert hatte.

Der Wanderer besaß eigentlich ein einfaches Wesen, gute Erziehung und trat bescheiden auf. Da er von weit her kam



und ihn hier keiner kannte, schob er sich nicht in den Vordergrund, schaute nicht neugierig in die Winkel der Stube und fragte nicht mit listigen oder nichtssagenden Worten nach dem Leben des Hauswirts. Er unterhielt sich zwar, doch nur über allgemeine Dinge, die damals alle angingen und bewegten: über Plünderungen durch feindliche Soldaten, die Zerstörung und Verwüstung der Ukraine, über Raub und Gewalt, die er unterwegs mitangesehen hatte. Er fragte den Hauswirt, ob die Gegend noch einigermaßen ruhig und die Wege sicher seien.

Der Hauswirt und seine Gäste benahmen sich ebenfalls musterhaft. Beim Anblick des Wanderers kamen ihnen Fragen, die sie auf der Zunge juckten. Woher kam dieser Fremde, und was war sein Ziel? Wie viele Berge und Täler hatte er hinter sich gebracht, bis sein kräftiger Körper müde geworden war? Trieb ihn ein Gelöbnis, die Not, oder war er einer Laune zuliebe unterwegs? Wo war er geboren und wo getauft, wenn er die heidnischen Türken Raubtiere nannte, die Polen als oft auf die Probe gestellte Herren, die Russen als zu genüge bekannte Bojaren bezeichnete? Er schien die Saporoger Ssitschfestung zu kennen und hatte die Ukraine von einem Ende zum anderen durchstreift.

Doch niemand im Haus belästigte den Mann, keiner verriet seine Neugier durch listiges oder ehrliches Fragen. Während sie miteinander sprachen, betrachteten sie sein bäuerliches Gewand und fragten sich, wo der stille Acker liege, den seine Hände bearbeitet hätten und auf dem er sich über die ganze Wange — von der kräftigen Adlernase bis zum wachsamem Ohr — eine Schnittwunde zugezogen hätte.

Je weiter man sprach, um so redseliger wurde der Wandersmann. Offenbar angeregt durch die Aufmerksamkeit und das

schweigsame Mitgefühl der Anwesenden, begann er lebhaft und deutlich vor kurzem geschlagene Schlachten zu schildern, daß alle den Atem anhielten, als erlebten sie selbst das Gemetzel mit. Die sonst so ruhigen Kosaken gerieten in Aufregung, die Frauen schrien auf, begannen zu weinen, die Kinder erwachten aus ihrem Schlaf und hörten mit weitaufgerissenen Augen zu.

Draußen hallten plötzlich zwei scharfe Pistolenschüsse. Alle hielten inne und horchten auf. Die Schüsse waren aus der Richtung der Steppe gekommen, und bald setzte wieder Stille ein.

„Auch zu Eurem Haus dringt also die Stimme des Krieges!“ meinte der Wanderer.

„Man hört sie von allen Seiten“, gab der Hauswirt zurück.

Die Nachbarinnen begannen sich von der Hausfrau zu verabschieden und brachen mit ihren Kindern an der Hand oder auf dem Arm auf. Es waren jüngere und ältere Frauen unter ihnen, doch im fahlen Abendlicht konnte man nun erkennen, daß ihre Gesichter den gleichen unbeugsamen Willen und die feurerprobten Züge trugen, die auch ihre Männer kennzeichneten.

Nachdem die Frauen und Kinder das Haus verlassen hatten, stand der Hauswirt noch eine Weile in der halboffenen Haustür und blickte ihnen nach, bis sie geräuschlos über den Hof den Weg beschritten, der sie in die Steppe hinausführte. Es standen weder Zäune noch Umfriedungen da, nur Obstbäume umgaben das Haus und gaben ihm ein friedvolles Aussehen, das aber eine stumme Kraft atmete.

Nur die Nachbarn Andrij Kruk und Ssemen Woroschylo waren im Haus geblieben.

„Wie kann man jetzt nach Tschyhyryn gelangen?“ fragte der Wanderer mit verhaltener Stimme.

„Das ist sehr schwierig“, meinte der Hauswirt, „überall stehen jetzt polnische Einheiten.“

Mit erhobenen Brauen bliesen die Männer schwere Rauchringe durch die Lippen und ließen erkennen, daß sie der gleichen Meinung waren wie Danylo Tschaban.

Der Blick des Wanderers streifte von einem Gesicht zum anderen. Er verriet, wieviel Gefahr er überstanden, wie viele Schwierigkeiten zu überwinden waren, um bis hierher zu gelangen. Zugleich sprach er davon, wie sehr man daran gewöhnt war, Unbill auf sich zu nehmen und dem Kampf, dem Abenteuer nicht auszuweichen.

„Mein Weg führt mich aber genau nach Tschyhyryn“, sagte er ruhig.

„Zu dieser Zeit kommt nicht einmal ein Rabe dorthin durch“, stellte Andrij Kruk fest.

„Ist es denn noch weit?“ wollte der Mann wissen.

„Lieber weit und leicht, doch es ist nah und gefährlich“, sagte Woroschylo, während Andrij Kruk den Wanderer prüfend ansah und Danylo Tschabans Augen auf Kruk ruhten.

„Unsereiner kann sich heute keine Straße aussuchen“, bemerkte der Wanderer, „wenn der Weg auch recht schwierig ausfällt, man muß ihn trotzdem nehmen. Man kann noch von Glück sagen, wenn sich unterwegs ein guter Gefährte findet, ihr Herren Kosaken. Das weiß ich zu schätzen, denn ich hatte einst einen treuen Gefährten, wir verstanden einander und waren uns stets einig.“

Bei den letzten Worten des Wanderers zuckten die Gesichter der Zuhörer.

„Natürlich“, meinte der Hauswirt, „gute Gefährten wiegen mehr als Reichtum . . .“

„Die Polen haben feine adelige Herren, die Türken Sultane, die Russen brave Burschen, wir aber haben Gefährten“, sagte Andrij Kruk.

„Aber nicht jeden feinen Herrn erkennt man an seinem Rock“, warf Woroschylo ein.

„Ein schlechter Pfarrer, der die Kirchenfeste erst errechnet, wenn sie vorbei sind!“ erwiderte darauf der Wanderer und ließ seine funkensprühenden Augen in die Rundé gleiten.

Verstehende Blicke gaben ihm beredte Antwort. Das stumme Gespräch zog sich eine Weile hin, doch es war so vielsagend, daß man keiner Worte mehr bedurfte. Sie hatten einander Farbe bekannt.

„Einen Gruß von den Saporoger Ssitschkosaken!“ rief der Wanderer. „Ich bin ihr Gesandter nach Tschyhyryn.“

„Wir sind Eure treuen Freunde und Diener!“ erwiderten die Männer einstimmig.

„Was gibt es hier Neues?“ wollte der Saporoger wissen.

„Der eine Kosakenhetman hat sich mit Moskau verbündet, der andere mit Polen und hat in der Stunde der Not die Türken um Hilfe gebeten. Grimmige Zeiten!“

Tiefe Trauer lag über den Gesichtern der Kosaken, die sonst zur Schau getragene Sorglosigkeit war dem Gram gewichen, der allmählich die Oberhand gewann.

„Ich muß nach Tschyhyryn“, sagte der Saporoger nach einer Weile des Schweigens.

„Alle Wege sind abgeschnitten.“

„Und der Weg über Hun?“

„Ist in ihren Händen.“

Der Saporoger wurde nachdenklich. Man merkte jedoch, daß ihn weder die enttäuschte Hoffnung traurig stimmte noch die Schwierigkeiten erschreckten. Er sann bereits nach neuen Mitteln und durchdachte die Wege, die ihn an sein Ziel führen könnten.

„Hört zu, Gefährten“, sagte er nach einer Weile. „Ich muß nach Tschyhyryn zum Hetman Petro Doroschenko. Nicht ein Kopf, die ganze Ukraine steht dabei auf dem Spiel. Wenn ich mich verspäte . . .“ Er brach ab und blickte in die Runde.

Die Hausfrau war nicht in der Stube, Tschabans Kinder waren sitzend eingeschlafen, und der Saporoger wollte seine Rede bereits fortsetzen, als er plötzlich einem Paar glühender Augen begegnete, die in ihn versunken schienen. Sie brannten vor Mitgefühl und Aufmerksamkeit. Diese Augen leuchteten aus einem Winkel der Stube, und nachdem der Saporoger aufmerksam hingeschaut hatte, entdeckte er die liebliche Gestalt eines kleinen Mädchens, das unbeweglich in einem dunklen Winkel saß. Die Kleine hatte ihren Kopf auf die gefalteten Hände gestützt und starrte den Saporoger hingerissen an.

„Das ist meine Tochter“, erklärte der Hauswirt, der dem Blick des Gastes gefolgt war. „Marussja, komm mal her!“

Marussja kam näher. Das helle Licht fiel nun auf ihr kleines Gesicht und erleuchtete ihre schlanke Gestalt. Sie trug ein gesticktes Leinenhemd mit weiten Ärmeln und einen blauen Trachtenrock mit rotem Webgürtel. Ihr dichtes blondes Haar glänzte wie Seide und ringelte sich zu Locken.

„Marussja“, sagte der Vater, „was hast du von unserer Unterhaltung gehört?“

„Alles.“

„Was nun eigentlich?“

Marussjas Augen richteten sich auf den Saporoger. „Daß man unbedingt nach Tschyhyryn gelangen muß“, sagte sie, „nach Tschyhyryn zum Herrn Hetman . . .“

„Hör zu, mein Kind“, sagte der Vater ernst und leise, „was du eben gehört hast, sagst du keiner Seele. Du mußt es vergessen. Begriffen?“

„Ja, Vater!“ gab Marussja zurück.

Der Vater schärfte es ihr nicht noch einmal ein, Marussja brauchte ihr Versprechen nicht zu wiederholen, doch an ihrer Aufrichtigkeit war nicht zu zweifeln.

„Du hättest unsere Unterhaltung nicht mitanhören dürfen, Marussja“, meinte der Vater sorgenvoll. „Geh und ruf die Mutter herein. Sag ihr, daß die Brüder eingeschlafen sind.“

Marussja ging gehorsam zur Tür, doch im gleichen Augenblick drang von draußen Pferdegetrappel herein. Eine ganze Reiterschar schien sich zu nähern, denn man hörte laute Rufe und Befehle. Im Türrahmen zeigte sich das totenblasse Gesicht der Hausfrau:

„Fremde Reiter . . . eine ganze Schar“, hauchte sie, „sie kommen auf unser Haus zu . . . da sind sie schon . . .“

„Die ganze Sache ist verloren!“ rief Danylo aus.

Der Saporoger hatte sich erhoben und hielt seine Mütze in der Hand. Die Männer standen schweigend herum. Sie bewahrten alle Ruhe, doch man merkte, daß ihre Gedanken angestrengt arbeiteten, daß jedem tausend Pläne durch den Kopf gingen.

Die Hausfrau hatte die Tür zum Hof und die vom Flur zur Stube abgeschlossen und wartete, die Augen auf den Ehemann gerichtet, auf seine Anordnungen. Marussja stand blaß und unruhig neben ihr.



„Ihr schlaft“, rief Danylo seinen Nachbarn zu. „Du nähst irgend etwas“, sagte er zu seiner Frau. „Ich bin schon im Laufe des Tages zu einem Bekannten weggegangen . . . die Männer sind gekommen, um unsere Ochsen zu besichtigen, sie wollen die Tiere kaufen. — Wir haben einen Ausgang aus der großen Stube in die Steppe hinaus“, wandte er sich an den Saporoger, „folgt mir!“

Diese Worte wurden rasch hingeworfen und noch schneller ausgeführt. Im Nu lagen die beiden Nachbarn auf den Bänken und schienen tief zu schlafen. Die Pfeifen und Mützen hatten sie sich unter den Kopf gesteckt. Das fahle Licht spielte auf



ihren Gesichtern, ohne im geringsten ihren Schlaf zu stören, ihr Atem ging so regelmäßig wie ein Uhrwerk.

Die Hausfrau und Marussja saßen über eine Näharbeit gebeugt und versanken bald in das Muster einer kunstfertigen Hohlsaumstickerei.

Danylo Tschaban überquerte mit dem Gast den dunklen Flur, sie öffneten und schlossen rasch die Tür zur großen Stube.

Die Reiterschar war indes herangesprengt und befand sich schon vor dem überdachten Vorbau des Hauses. Das Schnauben der Pferde, der Wortwechsel der Reiter war im Haus deutlich zu hören. Dann stiegen einige Männer ab, schlugen heftig gegen die Tür und riefen laut:

„Heda, macht auf!“

Kaum war die Hausfrau aufgesprungen, um zu fragen, wer da klopfe, als die Tür von erneuten Schlägen der Reiter ertönte. Eine eingedrückte Scheibe klorrte samt Rahmen zu Boden. Ein Gesicht mit gesträubtem Schnurrbart und breiten Backenknochen schob sich durch die Öffnung, die Augen liefen rasch und mißtrauisch hin und her und versuchten, die dunklen Winkel zu durchdringen.

„Weshalb öffnest du nicht?“ schrie eine zornige Stimme an der Tür.

Die Hausfrau ließ die Näharbeit aus den Händen fallen, stand aber immer noch zögernd auf der Stelle.

„Mach auf!“ brüllten drohende Stimmen, die Tür wurde zugleich von kräftigen Schlägen so erschüttert, daß das ganze Haus dröhnte.

Schließlich öffnete die Hausfrau, und eine Schar fremder Soldaten stürzte ins Haus, wo sie grölend alle Winkel durchstöberte.

Die Hausfrau hatte die plötzlich erwachten und erschreckten Kinder um sich geschart. Mit tränenvollen Augen verfolgten die Kleinen das Durcheinander im Haus, während die Mutter seelenruhig zuschaute, wie ihr ganzer Hausrat zu Boden geworfen und mutwillig zerschlagen wurde.

Inzwischen hatten sich einige Soldaten an Andrij Kruk herangemacht, der scheinbar aus tiefem Schlaf aufgewacht war, gähnend seinen Mund aufriß und wie ein Mantel im Wind hin und her wankte. Andere stießen Ssemen Woroschylo in die Rippen, der sich langsam erhob, die Soldaten dumm anglotzte und sie bald mit Gevatter Herassym bald mit Gevatter Jawdokym anredete, um schließlich erneut auf die Bank zu fallen und so zu tun, als könnte er nicht erwachen.

„Das ist er! Der da! . . . Nein, das ist er nicht . . .“, riefen die Soldaten durcheinander, stritten sich und rüttelten die beiden Männer wach.

„Wo ist der Hauswirt? Holt den Hauswirt her, sofort!“ schrie der Anführer zornentbrannt.

„Er ist schon frühmorgens zu Bekannten aufgebrochen“, antwortete die Hausfrau.

„Zu Bekannten? Ich werde euch Bekannte zeigen! Verräter! Aufwiegler! Was sind das für Männer?“

Statt eine Antwort abzuwarten, versetzte er zunächst Andrij Kruk, dann Ssemen Woroschylo einen Peitschenhieb, näherte sich mit der gleichen Absicht der Hausfrau, doch diese wich wie vor einem wilden Tier zurück.

„Das sind unsere Nachbarn“, erwiderte die Frau und bezwang ihren Schreck. „Sie sind gekommen, um bei uns etwas einzuhandeln, und warten auf meinen Mann.“

„Jawohl, so ist es, Euer Gnaden!“ rief Andrij Kruk, der sich erhob und endlich den Schlaf von sich geschüttelt hatte. „Wir sind gekommen, Ochsen zu kaufen, und trafen den Hauswirt nicht an. Ich sagte zu meinem Gevatter“, fuhr er langstielig fort und zeigte auf Woroschylo, der ebenfalls erwacht war und sich ergeben die Gesichter anschaute, wobei er es vermied, ihnen in die Augen zu schauen, „nun, Gevatter, sage ich zu dem, der Hauswirt ist nicht zu Hause, was fangen wir jetzt an? Wenn er nicht da ist, können wir nichts ausrichten . . .“

„Hör auf, du blöder Bauer, wir kennen ja eure Listen! Fesselt die beiden!“ befahl der Anführer den Soldaten, die sich wie Geier auf die beiden alten Kosaken stürzten.

Im selben Augenblick ging die Tür auf, und Danylo Tschaban betrat die Stube.

„Wer bist du denn?“ schrie ihn der Anführer an.

„Die Leute hier haben mich noch unlängst den Herrn dieses Hauses genannt“, erwiderte Danylo ruhig.

„He, steht dort eine Wache im Hof? Schläft ja nicht, hört ihr?“ rief der Anführer nach draußen. „Wenn dir dein Leben lieb ist“, sagte er zu Danylo Tschaban, der vor ihm stand, „dann antworte mir ohne Umschweife: Wo ist der Aufwiegler

von Saporoshe? Gib Antwort! Ich zerreib' dich sonst zu Asche . . .!"

Der Anführer gebärdete sich wild, doch Danylo stellte fest, daß dessen beleibte Gestalt ihm kaum bis an die Kosakenschulter reichte. Gelassen antwortete er: „Ich kenne keinen Aufwiegler von Saporoshe.“

„Ich werde dein Haus in Schutt und Asche legen! Keine Spur wird von ihm übrigbleiben, hast du mich verstanden?“

„Ich kann Euch nicht daran hindern“, sagte Danylo ruhig.

„Er wird uns nicht entkommen, es lohnt sich nicht, sich seinetwegen so aufzuregen“, sagte ein anderer Reiter, der ebenfalls Offizier zu sein schien. Als er das Haus betreten hatte, hatte er es sich auf einer Bank bequem gemacht und seine mit einem Bernsteinmundstück versehene Pfeife angesteckt. „Wir haben seit dem frühen Morgen nichts gegessen“, fügte er hinzu und seufzte leise.

„Was habt ihr zu essen?“ rief der Anführer zornig. Wütend fuhr er in alle Ecken und schnupperte. „Was habt ihr? Gebt rasch etwas zu essen. Los!“ Unbeherrscht stampfte er mit dem Fuß auf und stieß seinen Säbel gegen die Wand.

„Frau!“ rief Danylo Tschaban, „beeil dich mit dem Abendessen!“

Die Hausfrau machte sich daran, das Essen vorzubereiten. Ihre Augen liefen durch die Stube und suchten alle Winkel nach jemandem ab. Unruhe durchzuckte ihr sonst so beherrschtes Gesicht. Sie suchte Marussja, die während des Durcheinanders verschwunden war.

Eine dunkelblaue, warme Nacht ließ ihre Sterne erstrahlen, als Marussja aus dem Haus lief, unter einem breiten Holunder-

strauch hindurchschlüpfte und gleich darauf im Obstgarten stand. Die tief herabhängenden Zweige der Apfel- und Kirschbäume verbargen sie hier vor fremden Blicken.

Die Kleine wartete eine Weile, bis ihr Herz aufgehört hatte, wild zu schlagen. Leuchtende Bilder flogen vor ihren Augen, von einem neuen, bis dahin unbekanntem Verlangen ihres Herzens traten ihr brennende Tränen in die Augen und ließen sie zugleich glücklich erbeben.

Die frische Nachtluft brachte sie zur Besinnung, die Tränen versiegten rasch, und ihre Gedanken ordneten sich. Alles rundum war duftend, frisch und stand in Blüte. Liebe und Trauer erfüllten zugleich ihr Herz, und ihr Wesen empfand zögernd eine Zuneigung zu etwas, was ihre Seele gefangen genommen hatte.

Von einem Rascheln zwischen den Bäumen durchfuhr Marussja ein leichter Schauer. Sie ließ sich zur Erde fallen, und ihre helle Gestalt versank im Weiß der blühenden Zweige. Eine ganze Weile lag sie inmitten des stummen Obstgartens unter dem weichen Licht und dem Flimmern der Sterne. In die friedvolle Stille drangen wie aus der Ferne die Rufe der Männer, die Haus und Hof durchsuchten.

Marussja wollte schon die Zweige, die sie verborgen hielten, auseinanderschieben, als sie plötzlich die kräftige Gestalt des Saporogers zwischen den Kirschbäumen erblickte. Ihr Herz krampfte sich freudig zusammen, um im nächsten Augenblick, von Grauen erfaßt, ängstlich zu flattern.

Der Saporoger war stehengeblieben und sah sich nach allen Seiten um. Er schien mit den Augen die Richtung zu suchen, die ihn zum Ausgang des Gartens und zum nahen Fluß bringen würde. Dann ging er wieder, und seine große kräftige Gestalt

glitt wie ein Schatten leicht und lautlos durch das dichte, fest verschlungene Astwerk der Bäume. Man konnte weder ein Rascheln hören noch ein Wiegen der Zweige beobachten.

Marussja folgte der Spur des Saporogers, ohne selbst zu wissen, weshalb und wozu. So durchschritten die beiden den großen Garten und standen plötzlich am Ufer des Flusses. Das Wasser murmelte leis vor sich hin, das Riedgras schimmerte silbern in der Nacht, während die Sterne zweimal leuchteten: am Himmel und im stillen Spiegel des Wassers.

Ein Boot war am untersten Ast einer Ulme befestigt und schaukelte wie eine leichte Schale in dem warmen, durchsichtigen Dunst.

Hier blieb der Saporoger erneut stehen. Sein Blick suchte etwas in der Gegend, als er eine Kinderstimme vernahm und zugleich die Berührung einer kleinen Hand verspürte. Er drehte sich um wie ein Mensch, den weder etwas verwundern noch aufzuregen vermag, und sah Marussja vor sich.

„Nun, Kleines?“ fragte er sie mit seiner ruhigen Stimme, als hätte es in seinem Leben nie Gefahr und Unheil gegeben.

Marussja konnte kein Wort herausbringen, sie hielt nur die Hand des Saporogers fest und blickte ihn flehentlich an. Ihre Augen sprachen so eindeutig, daß er ihr zärtlich mit der Hand übers Haar fuhr.

„Man kann nach Tschyhyryn durchkommen!“ stieß Marussja hervor.

„Wie denn, mein Trostmädchen?“ fragte er sie lächelnd.

„In der Steppe draußen steht Vaters Heuwagen“, sagte Marussja, „auch die Ochsen weiden draußen . . . ich weiß, wo . . . wir schirren die Ochsen an . . . Ihr legt Euch ins Heu, und ich fahre den Heuwagen zum Hof unseres Verwandten

Knysch . . . Dort fließt ein Fluß, und das jenseitige Ufer gehört schon zu Tschyhyryn.“

Der Saporoger blickte in ihre glänzenden Augen, sah auf die kleine bebende Gestalt herab und spürte, daß ihm sein abgehärtetes Kämpferherz plötzlich in der Brust verging.

„Wer hat dir diesen Gedanken eingegeben, Marussja?“ fragte der Saporoger mit weicher Stimme.

„Das kommt in einem Märchen vor“, antwortete Marussja. „So hat sich ein Mädchen vor Räubern gerettet . . .“

„Erzähl mir dieses Märchen, Marussja!“

„Und was wird mit Tschyhyryn?“

„Nach Tschyhyryn fahren wir selbstverständlich“, sagte der Saporoger, als verspräche er ihr einen Lebkuchen. „Gelingen wir in die Steppe, wenn wir hier am Ufer entlang gehen? Ja? Dann ist es gut. Unterwegs kannst du mir dein Märchen erzählen.“

Hand in Hand gingen sie langsam am Ufer entlang. Zuerst drangen noch die Stimmen des Hofes zu ihnen, doch dann umfing sie völlige Stille, wie sie nur auf menschenleeren Stromufern zu nächtlicher Stunde herrscht.

„Erzähl mir jetzt dein Märchen, Marussja“, forderte der Saporoger sie auf, als sie die sichere Einsamkeit erreicht hatten.

Unruhe, Angst, auch Hoffnung erfüllten Marussja, und sie sah traurig und zaudernd zu dem Saporoger empor. Der Kosake lächelte sie an. Selbst bei dem unruhig gleißenden Licht der Sterne merkte man ihm viel Gefühl, viel Mut an, er schien ein großer Zauberer zu sein, denn Marussja wurde es plötzlich leicht ums Herz, und ihre zitternde Erregung verschwand im Nu.

„Fang schon an, Marussja“, sagte der Saporoger erneut, „nichts höre ich so gern wie ein schönes Märchen.“

Die ukrainischen Kosaken

„Der Adel lebt wie im Paradies, die Bauern wie im Fegefeuer. Wenn die Bauern in die Fron eines bösen Herrn geraten, geht es ihnen weit schlechter als Galeerensklaven. Diese Sklaverei zwingt viele von ihnen zu fliehen, und die mutigsten gehen zu den Saporogern . . .“ Diese Feststellung hat noch im 17. Jahrhundert der französische Kartograph und Festungsingenieur G. de Beauplan getroffen. Er baute in der ersten Hälfte des 17. Jhs. Festungen für den polnischen König in der Ukraine, die den ukrainischen Bauern und Kleinadeligen die Flucht nach dem Süden versperren sollten.

Die ukrainischen Gebiete waren, nach der Zerstörung des Kiewer Reiches durch die Tataren im 13. Jh., aufgrund dynastischer Verbindungen allmählich unter die Herrschaft der polnisch-litauischen Krone geraten und einem immer stärkeren sozialen und politischen Druck ausgesetzt. Die Entstehung des Kosakentums ist mit der Zunahme dieses Drucks eng verbunden. Aus dem gleichen Grunde flohen auch russische Bauern und Altgläubige an den Don, wo sie als Donkosaken bekannt wurden. Doch während die Donkosaken mit der Zeit in den Dienst des Zaren traten, haben die Saporoger Kosaken vom Niederen Dnjeprland es zu einem eigenen Staat gebracht und die geschichtliche Entwicklung in Osteuropa entscheidend mitgestaltet.

Zur nationalen und sozialen Unterdrückung des ukrainischen Volkes seitens des polnischen Großadels kam eine religiöse hinzu, und die Saporoger Kosaken fühlten sich berufen, die ukrainische orthodoxe Kirche vor dem militanten polnischen Katholizismus zu schützen. Da im katholischen Polen-Litauen der nichtkatholische Adel seiner Güter und der Möglichkeit beraubt wurde, hohe Staatsämter zu bekleiden, fielen zahlreiche ukrainische Bojarengeschlechter vom Glauben ihrer Väter ab, wurden Katholiken und zugleich polnische Patrioten, die ihre ursprüngliche Sprache, Sitten und Brauchtum aufgaben.

Den ukrainischen Bauern, welche die eingeführte verhaßte Fron immer enger an den Gutsherrn kettete, den Kleinadeligen, die ihrem Glauben und Volk treu bleiben wollten und der Willkür des Großadels ausgesetzt waren, blieb nur ein Ausweg: in die leere Steppe zu fliehen, um sich dort im harten Kampf gegen herumziehende Tatarenhorden eine neue Existenz aufzubauen.

Dyke Pole — Wilde Steppe hieß zu jener Zeit der Süden der Ukraine, wohin sie heimlich in kleineren Gruppen aufbrachen und sich niederließen. Trotz der tatarischen Gefahr (die verheerenden Tatareneinfälle haben bis zum Ende des 17. Jhs. die ukrainischen Gebiete immer wieder heimgesucht) rollte im 14. und 15. Jh. eine große Kolonisationswelle in südöstlicher Richtung. In ständigem Kampf mit den Krim-, Nogai- und Budgiak-Tataren, die besonders auf Menschen Jagd machten, um sie als Sklaven in die Türkei und den Orient zu verkaufen, haben die ukrainischen Bauern allmählich die Steppe zurückerobert, die sie beim großen Mongolensturm im 13. Jh. verlassen hatten. Die Menschen ließen sich als Wehrbauern nieder, umgaben ihre Siedlungen mit Schutzwällen und Wachtürmen, überzogen die Steppe mit einem Alarmsystem, das die Bevölkerung bei Einfällen warnte, und organisierten bewaffnete Einheiten, die sich Kosaken nannten und ihre Kampftechnik an die der tatarischen Gegner anpaßten.

Unterhalb der Stromschnellen aber (za porohamy — hinter den Stromschnellen), die heute unter einem gigantischen Binnenmeer bei Saporoshe verschwunden sind, entstand zur gleichen Zeit auf den damals dicht bewaldeten großen Dnjeprinseeln die Saporoger Ssitsch — ein Festungssystem, das als Ausbildungs- und Heerlager der Saporoger Kosaken in die Geschichte eingegangen ist.

Ursprünglich bildeten die Saporoger einen streng christlichen Kämpferorden, der sich zum Ziel gesetzt hatte, die heidnischen Türken und Tataren zu bekämpfen und ukrainische Gefangene aus der Sklaverei zu befreien. Zu diesem Zweck unternahmen

sie unter der Leitung ihrer Otamane Feldzüge zu Wasser und zu Lande gegen die Krimtataren und Türken. Frauen war der Zugang nach Saporoshe streng verwehrt, und die Kosaken waren ursprünglich durch einen Kanon von strengen Regeln zu einem asketischen Leben angehalten. Doch mit der Zeit, als die sozialen und politischen Kämpfe gegen die Polen zunahmen, füllten sich die Heerlager mit entflohenen Landwehrkosaken, die verheiratet waren und Familien hatten. Daraufhin erlaubte man den verheirateten Kosaken, sich in dem Steppengebiet, das den Saporogern unterstand, niederzulassen. Viele Kosaken verließen dann in ruhigeren Zeiten zum Winter das Heerlager und lebten bei ihren Familien in den weit verbreiteten Steppensiedlungen.

Mit der Zeit entwickelte sich eine gewisse Rivalität zwischen den Saporogern und den Landwehrkosaken. Da der polnische Adel den ukrainischen Bauern in die zurückeroberte Steppe nachgefolgt war und sich in einigen befestigten Städten am Dnjepr niedergelassen hatte, gingen viele Landwehrkosaken in den Dienst des polnischen Königs, der sie für seine Feldzüge gegen Moskau und die Türkei einsetzte. Sie wurden in die königlichen Register aufgenommen und nannten sich auch „registrierte Kosaken“. Zu Ende des 16. Jhs. war die Zahl der registrierten Kosaken infolge der häufigen polnisch-litauischen Feldzüge beträchtlich angewachsen, und sie begannen eine Gefahr für den polnischen Staat zu werden. Andererseits hetzte der Moskauer Zar die Krimtataren gegen die polnisch-litauischen Staatsgebiete auf, um seine eigenen russischen Lande vor den Überfällen aus dem Westen zu entlasten. Leider waren es stets die ukrainischen Gebiete, die den Überfällen der Krimtataren zum Opfer fielen.

In kritischen Augenblicken, wenn die Saporoger Kosaken den ukrainischen Wehrbauern gegen die Willkür des polnischen Großadels zu Hilfe eilten, hielten auch die registrierten Kosaken zu ihren Vätern und Brüdern. Dies geschah auch während des großen Aufstandes von 1648, den Bohdan Chmelnyzkyj an-

führte, der im Volksmund Chmel genannt wurde. Er befreite die Ukraine von der polnischen Oberherrschaft, doch sein jäher Tod einige Jahre später ließ das Land zerrissen und zerstritten zurück. Ein Teil der Kosaken hoffte zu einer Einigung mit dem polnischen König zu kommen und versuchte, den ukrainischen Ständen die Privilegien zu sichern, deren sich die katholischen Stände im Königreich erfreuten. Chmel selbst hatte sich, angesichts der türkischen Gefahr aus dem Süden und der polnischen aus dem Westen, als überzeugter orthodoxer Christ an den Schutzherrn der Orthodoxie, den russischen Zaren gewandt. 1654 schloß er einen Vertrag mit dem Zaren und unterstellte seinen Kosakenstaat dessen Schutz. Ihm schwebte eine Union vor, wie sie zwischen Polen und Litauen seit Jahrhunderten bestand, wo beide Partner ihre Eigenständigkeit respektierten; doch dem russischen Denken war ein solches Modell fremd. Rußland war nach der Zeit der Wirren um die Wende des 16. zum 17. Jh. allmählich erstarkt und ging daran, seine Herrschaftsgebiete nach Süden und Westen auszudehnen.

Die Zaren und ihre Vertreter in der Ukraine mißachteten die mit Chmel getroffenen Vereinbarungen und beraubten die Kosaken im Laufe der folgenden Jahrzehnte der Freiheiten und Privilegien, die sie errungen hatten. Peter I. und Katharina II. rotteten die Kosaken, die sie als Aufwiegler betrachteten, aus und zerstörten die Saporoger Ssitsch als einen Unruheherd; denn die Saporoger hatten in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. die Bauernaufstände gegen den polnischen Adel unterstützt, die als Haidamakenaufstände in die Geschichte eingegangen sind.

Eine große Anzahl Saporoger floh ins Donaudelta auf türkisches Hoheitsgebiet, übersiedelte dann im 19. Jh. teilweise ins Kubangebiet in den Nordkaukasus. Der ukrainische Kosakenstaat wurde im Laufe des 18. Jhs. liquidiert, die Ukraine in eine südrussische Provinz umgewandelt.

Es waren die Romantiker, die auf der Suche nach Volksdichtung historische Volkslieder und die Kosakendumen entdeckten,

die von Kobsaren, blinden Volkssängern, auf Kirchweihfesten und Jahrmärkten vorgetragen wurden. In mündlicher Überlieferung hatten diese Lieder Jahrhunderte überdauert. Sie priesen die Befreiungskämpfe der Kosaken, ihre Todesverachtung und die mutigen See- und Landzüge gegen Tataren, Türken und Polen.

Die Autoren der ukrainischen Romantik haben eine Hinwendung des Interesses der gebildeten ukrainischen Volksschichten zu den Traditionen der Kosakenukraine hervorgerufen, die bis heute andauert.

Unsere Auswahl bringt eine Reihe von Erzählungen, die aus umfangreicheren Werken herausgeschnitten wurden. Sie spiegeln Ereignisse wider, die mit den verschiedenen Entwicklungsphasen und Lebensformen des ukrainischen Kosakentums verbunden sind. Wir haben diese Erzählungen chronologisch geordnet, damit sie einen besseren Einblick in die Geschichte des Kosakentums geben. Als Autoren überwiegen zeitgenössische Schriftsteller, die in der Sowjetukraine wirken, aber auch zwei bedeutende Vertreter des 19. Jhs., M. Wowtschok und P. Kulisch, sind darunter.

Der Ausschnitt „Das Scharmützel“ aus der längeren Erzählung „Wilde Steppe“ (Dyke Pole) führt uns in die ersten Jahrzehnte des Kosakentums, als die Südukraine ständig von den Horden der Tataren durchstreift wurde, die friedliche Siedlungen überfielen, die Menschen gefesselt in die Sklaverei jagten, alles bewegliche Gut mitnahmen und die Gehöfte den Flammen überließen. Der Autor O. Berdnyk berührt darin auch moralische Probleme: darf ein Kosak dem Gegner das Leben schenken und in ihm einen Mitmenschen sehen, wenn dieser mit zerstörerischer Absicht ins Land eingebrochen ist?

Die drei folgenden Erzählungen von W. Schewtschuk haben wir einem spannenden Werk entnommen, das auf dem Hintergrund der historischen Ereignisse um 1630 die Erlebnisse zweier Kosaken schildert, die das Pech hatten, sich in dasselbe Mädchen zu verlieben. Während die beiden einen Zweikampf entschei-

den lassen, wem die schöne Uljana gehören wird, überfällt eine Horde Budgiak-Tataren die Siedlung und verschleppt Uljana in die Sklaverei. Die beiden Rivalen ziehen aus, die Schöne zu retten, schließen sich einem Saporoger Seezug unter Chmelnyzkyj an, um nach Istanbul zu gelangen, und erleben eine Unmenge Abenteuer. Die Verfolgung der Menschenjäger, der Seezug, die Flucht mit der geretteten Uljana, die beschwerliche Rückreise in die Ukraine sind eine Kette von aufregenden Erlebnissen, die den Leser in Atem halten. Das Werk Schewtschuks „Die Blutsbrüder“ ist zugleich ein Hoheslied auf die Kosakentreue, die Liebe und den Freiheitswillen der ukrainischen Kosaken.

„Die Lehrstunde“ führt uns in die berühmte Ssitschfestung von Saporoshe, wo ein älterer Haudegen drei jungen Kosaken im Säbelkampf die Stirn bietet. Der Ausschnitt gibt uns einen Einblick in das Leben der Saporoger Ssitsch, macht uns mit ihren Sitten und Bräuchen bekannt.

Im gleichen Ton ist auch die Erzählung „Am Schandpfahl“ gehalten. Am Schandpfahl endeten alle Kosaken, die ihr Gelöbnis nicht einhielten, sich an die strengen Gesetze der Saporoger zu halten. Wir lernen dabei den todesverachtenden, humorvollen Saporoger kennen, wie er in vielen ukrainischen und fremden Chroniken jener Zeit anzutreffen ist.

Die beiden letzten Ausschnitte geben ein Bild jener dramatischen Ereignisse, die die Kosakenukraine in den Jahren des „Ruins“ in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. erschüttert hatten. Angesichts der starken Nachbarn Polen, Rußland und Türkei versuchten die Kosaken, das kleinere Übel zu wählen, und wurden von den Parteigängern der Nachbarn hin- und hergerissen. Die Nachbarstaaten schürten indes geschickt die sozialen Spannungen, die zwischen den reichen Kosakenältesten, die Adelsansprüche erhoben, und den Habenichtsen der Kosaken von Saporoshe ausgebrochen waren. Den Saporogern schwebte eine sozial gerechte Gesellschaftsordnung vor, wie sie in der Saporoger Heeresrepublik verwirklicht worden war. Da

sie die polnischen adeligen Herren abgeschüttelt hatten, wollten sie sich neuen, auch eigenen, Herren nicht beugen.

Kyrylo Tur, den wir in der Erzählung „Am Schandpfahl“ in einer tragikomischen Rolle erlebt haben, zeigt sich im Ausschnitt „Kosakentreue“ als ein opferbereiter wagemutiger Draufgänger, der bereit ist, sein Leben zu opfern, um die Freiheit eines gerechten Mannes zu erreichen. Er und der „geheimnisvolle Bote“ aus der gleichnamigen Erzählung von Marko Wowtschok haben als literarische Gestalten in der ukrainischen Literatur bis in die heutige Zeit nachgewirkt. Wir haben die Texte der beiden letzten Autoren etwas unserer Zeit angeglichen, um sie dem jugendlichen Leser zugänglich zu machen.

Wir hoffen, daß die Lektüre dieser Erzählungen das Interesse der Leser für die verstrickte, aber spannende Geschichte der ukrainischen Kosaken von Saporoshe, denen schon Nikolaj Gogol im „Taras Bulba“ ein dichterisches Denkmal gesetzt hat, wecken und sie anregen wird, ihre historische Karte des europäischen Ostens mit einprägsamen Gestalten und Leben zu füllen.

Anna-Halja Horbatsch

WORTERKLÄRUNGEN

- Askari* eingeborener türkischer Soldat
- Bandura* altes ukrainisches, lautenähnliches Saiteninstrument
- Budshak*(*Budgiak*)-*Tataren* tatarischer Stamm, der Südbessarabien und Südpodolien bewohnte (14. — 18. Jh.)
- Chmelnyzkyj* (*Chmel*), *Bohdan* der Begründer des Hetmanstaates (1648) und Befreier der Kosakenukraine von der polnischen Oberherrschaft
- Chmelnyzkyj, Jurij* Sohn Bohdans, zeitweiliger Kosakenhetman, der sich vergeblich bemüht hatte, die Ukraine rechts und links des Dnjeprstromes zu vereinen
- Chotin* moldauische Festung am oberen Dnjestr
- Doroschenko, Petro* Kosakenhetman von 1662 — 1676, der sich bemüht hat, die Ukraine von den Einflüssen der Nachbarstaaten zu befreien
- Dyke Pole* „Wilde Steppe“, das ursprüngliche Niemandsland zwischen der besiedelten Ukraine und den Tareengebieten
- Galeere* türkisches Kriegsschiff mit Ruderdeck
- Giaur* verächtlicher Name für Christen bei Türken und Tataren
- Hetman* Oberhaupt des Kosakenstaates, des Kosakenheeres während eines Feldzugs
- Janitschar* türkischer Soldat, der als Knabe aus den von Türken unterjochten christlichen Ländern entführt wurde
- Jatagan* türkischer Krummsäbel
- Kilia* frühere Festung, heute Stadt am oberen Arm des Donaudeltas
- Klafter* Längen- und Raummaß; als Längenmaß 6 — 10 Fuß, im Mittel 1,7 m
- Kobsar* blinder Volkssänger (16. — 19. Jh.), der historische Kosakenlieder zum Klang der Kobsa oder Bandura vortrug

- Kulisch* Brei
- Landwehrkosak* registrierter Kosak, der im Dienst des polnischen Königs stand
- Luh (der Große)* Auenwald am Niederen Dnjepr
- Magnat* polnischer Großgrundbesitzer, der ein eigenes Heer besaß
- Mursa* tatarischer Fürst
- Muskete* schwere Handfeuerwaffe
- Nahaika, Nagaika* Lederpeitsche
- Nogaitataren* tatarischer herumziehender Stamm, der die Steppe nördlich der Krim bewohnte
- Otaman* Anführer einer kosakischen Kampfeinheit
- Otschakiw* türkische Festung an der Dnjeprmündung, die den Kosaken die Ausfahrt aufs Schwarze Meer versperren sollte
- Puhu! Kosak s Luhu!* Puhu! Kosak vom Luh! Erkennungsruf der Kosaken
- Saporoger* Kosak aus Saporoshe
- Saporoger Ssitsch* Heeres- und Ausbildungslager auf den Dnjeprinseln unterhalb der Stromschnellen
- Schwarzer Rat* unrechtmäßige Ratsversammlung
- Ssomko, Jakiw* 1633 enthaupteter rechtmäßiger Kosakenhetman, Vertreter des Adels, der während eines „Schwarzen Volksrates“ von Iwan Brjuchowezkyj mit Unterstützung Moskaus gestürzt wurde
- Taras Trjasylo* berühmter Saporoger Hetman, der 1630 das Heer des polnischen Magnaten Koniecpolski schlug
- Tarpan* wildes Steppenpferd
- Tschyhyryn* Hauptstadt der Kosakenhetmane im 17. und 18. Jh. unweit von Kiew
- Werst* altes russisches Längenmaß (= 1,067 km)
- Wyhowskyj, Iwan* Mitarbeiter B. Chmelnyzkyjs und zeitweiliger Hetman nach dessen Tod; wollte die Kosakenukraine mit Polen versöhnen
- Zechine* alte Goldmünze



Wilde Steppe – Abenteuer

In jahrhundertlangem Kampf gegen die Tatarenhorden haben die Kosaken den Süden der Ukraine, das Niemandsland, das als „Wilde Steppe“ in den alten Landkarten verzeichnet ist, besiedelt und in fruchtbares Ackerland verwandelt. Anna-Halja Horbatsch hat die schönsten Geschichten aus einer reichen Überlieferung und Literatur ausgewählt und übersetzt. Sie bieten das farbige Bild einer Epoche, der schon Gogol in „Taras Bulba“ ein Denkmal gesetzt hat, und füllen bereits für den jugendlichen Leser die historische Karte des europäischen Ostens mit einprägsamen Gestalten und lebendiger Vorstellung.